

Buchbesprechungen

Zusammengestellt von Wilhelm Engelbach und Kurt Günther

Herbert Jankuhn: Vor- und Frühgeschichte vom Neolithikum bis zur Völkerwanderungszeit. Mit Beiträgen von Harald Jankuhn, Eberhard May und Ulrich Willerding. (= Deutsche Agrargeschichte, hg. von Günther Franz, I). Eugen Ulmer Verlag Stuttgart, 1969. 300 S., 83 Abbildungen, 16 Bildtafeln. Ln. 46,— DM

Der Eingangsband des grundlegenden, kürzlich vollendeten Werkes behandelt den Zeitraum von der Entstehung der neolithischen Bauernwirtschaft im mitteleuropäischen Raum (um 4500 v. Chr.) bis zum Ausgang der spätantiken Wanderbewegungen (um 500 n. Chr.). Eben- sowenig wie die folgenden Bände ist er auf sein spezielles agrarhistorisches Thema beschränkt, sondern die Entwicklung der Landwirtschaft und des Bauerntums wird von vornherein in einen größeren geschichtlichen Zusammen- hang gestellt und ihre fundamen- tale, weit über den ökonomischen Sek- tor hinausgehende Bedeutung damit erst in vollem Umfang erschlossen. Der weit- gespannte Darstellungsrahmen ist hier aber auch in der Überlieferungslage be- gründet. Die verfügbaren Schriftquellen beschränken sich fast ausschließlich auf späte und zumeist nur gelegentliche, oft wenig eindeutige Einzelaussagen frem- der Autoren, während die Sachquellen mit der ständig zunehmenden Verfeine- rung der Untersuchungsmethoden und der Erschließung neuer benachbarter Forschungsgebiete, nicht zuletzt aus dem Bereich der Naturwissenschaften, be- trächtlich erweitert und vor allem auch zum Sprechen gebracht werden konnten. Mit dem anwachsenden Quellenmaterial kamen fortwährend neue Gesichtspun- kte und Fragestellungen hinzu, an denen sich die vielfache innere Verflechtung

des Agrarwesens mit den anderen Le- bensbereichen der wirtschaftlichen und sozialen, der politischen und kulturellen Entwicklung immer deutlicher erkennen ließ und nach Berücksichtigung verlangte. Es sei nur an die zahlreichen Ent- deckungen im archaischen Burgenbau und der daraus hervorgegangenen Op- pidumforschung, wie in Gewerbe, Han- del und Verkehrswesen erinnert, oder an die frühzeitige Differenzierung in der Gesellschaftsstruktur und ihren landschaftlichen wie ihren ethnischen Zusammenhang, an das zaghafte, aber nicht zu übersehende Auftauchen erster verfassungsgeschichtlicher Probleme. Und so ist aus dem ursprünglich ge- planten Einleitungskapitel zur Entwick- lung der deutschen Landwirtschaft all- mählich ein regelrechter Grundriß der Vor- und Frühgeschichte geworden, der knapp und übersichtlich und dabei doch überaus materialreich, in lesbarer Form und mit einer umfangreichen, vorzüglich ausgewählten und gut wiedergegebenen Karten- und Bildausstattung über fast alle Gebiete der modernen archäo- logischen Forschung im mitteleuropäi- schen Raume unterrichtet. **Drei Sonderbeiträge**, die fast ein Drittel des Bandes einnehmen, zeigen sehr augenfällig etwas von der Erweiterung des Gesichtskreises und den Möglich- keiten im gegenwärtigen Forschungs- stand: Ulrich Willerding behan- delt die Einführung und vielfach uner- wartet frühe und vielseitige Verbrei- tung der Kulturpflanzen in Feld und Garten mit einer wertvollen methodi- schen Einführung, Eberhard May be- faßt sich mit der Entwicklung der äl- testen Haustiere und ihrer Bedeutung für das Werden der menschlichen Gemein- schaft, und Harald Jankuhn gibt einen knappen Überblick der zur Ver- fügung stehenden Sprachzeugnisse im

Grenzbereich der Paläontologie und der frühesten, eben noch schattenhaft faßbaren Schicht der indogermanischen Verfassungsverhältnisse.

Eins der wichtigsten, von J a n k u h n selbst entscheidend geförderten Ergebnisse steht bereits am Anfang der Darstellung. Nach den neueren Funduntersuchungen dürfte die Entstehung der ersten mitteleuropäischen Bauernkultur bereits um die Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr., also im frühesten Neolithikum begonnen haben; die wesentlichen agrarischen Wirtschaftsformen sind wahrscheinlich aus dem Vorderen Orient über den Balkan-Donau-Weg und dann vielleicht auch über Spanien und die Provence in das Rheinland gekommen und allmählich nach Norden bis in das Küstengebiet weitergetragen worden. Damit fällt aber dieser grundlegende Vorgang nach den Forschungsergebnissen der Siedlungsarchäologie und Paläobotanik in eine Phase stärkerer Waldverbreitung (Atlantikum), die sich auch über die anbaugünstigsten, früher als waldfrei betrachteten Schwarzerdeböden, vor allem die größeren, zusammenhängenden Lößflächen erstreckt haben muß. Infolgedessen muß sich bereits die erste Einbürgerung der Landwirtschaft in Mitteleuropa auf der Basis ausgedehnter, langfristiger Rodungsarbeiten, als erster größerer Landesausbau entwickelt haben, der im Verlaufe der weiteren Siedlungsentwicklung, durch die Bronze- und Eisenzeit hindurch fortgesetzt oder nach zeitweiliger Unterbrechung wieder aufgenommen wurde¹. Denn schon die unvermeidbare Erschöpfung des länger beanspruchten Ackerbodens führte zum wiederholten Wechsel der Anbauflächen und damit zu einer ständigen weiteren

Ausdehnung der neuen Wirtschaftsweise, bei der man auch bald über die agrarisch günstigsten Böden hinaus und auf weniger vorteilhafte Stellen überging.

Es läßt sich bereits bei den Siedlungsgruppen des bandkeramischen Kulturkreises, der ersten sicher faßbaren Bauernbevölkerung Mitteleuropas, feststellen, daß sie auch in den von ihnen bevorzugten Lößgebieten nicht selten die tieferliegenden schweren Niederungsböden vermieden und die höheren Randlagen der Flußtäler aufgesucht haben. Aber auch die ackerbautreibenden Bevölkerungsgruppen des späteren Neolithikums, die früher als kriegerische „Hirtennomaden“ angesprochen wurden (Schnurkeramiker, Glockenbecherkultur), haben ihr Siedlungsgebiet zunehmend und zum Teil sogar ausschließlich in den höheren Lagen der Mittelgebirge oder auf den „ärmeren“ Böden der Tiefebene gewählt. Mit der Erschließung neuen Ackerlandes ist also bereits für dies Frühstadium häufig der gleiche — bekanntlich überaus komplizierte und aus den verschiedensten Ursachen stammende — Vorgang verbunden, der in späteren Zeiten unter dem Sammelbegriff Wüstung wiedererscheint. Nur ist dieser ältere Wüstungsvorgang anscheinend umgekehrt verlaufen: das bessere, aber erschöpfte Land wurde zugunsten des weniger guten, aber noch unverbrauchten verlassen, während man bei der großen Entsiedlung des späten Mittelalters im Ganzen doch eher die Böden von geringerer Güte aufgab und die wertvolleren behielt. Neben der Verringerung der Bodenqualität oder der Einführung neuer Anbaugewohnheiten dürften dabei auch die Auswirkungen der klimatischen Ent-

¹ J a n k u h n steht der verbreiteten, u. a. auch von Kurt S c h a r l a u vertretenen Annahme einer frühen, aber archäologisch naturgemäß schwer nachzuweisenden Brandwirtschaft skeptisch gegenüber (S. 30, 36, 157 f.), doch wird man den Besitz geeigneter Rodungswerkzeuge (Flintbeile) wohl nicht ohne weiteres gegen die Brandrodung anführen können, die für spätere Ausbauphasen mit genügend technischer Ausrüstung hinreichend belegt ist (vgl. etwa die zahlreichen Flurnamen „Auf dem Sang“, „Im Gebränds“ usw.). Als rasch und bequem anwendbare, überdies ein zusätzliches Düngemittel liefernde Betriebsform wäre sie jedenfalls nicht von der Hand zu weisen.

wicklung zu berücksichtigen sein, die nach den Ergebnissen der neueren Forschung weniger geradlinig, in langen Kurven oder in plötzlichem Umschlag als in kurzfristigen Schwankungen und mehr im Wechsel zwischen feuchten und trockenen Perioden als in großen Temperaturunterschieden verlief. Auch von ihrem Verlauf dürften die landschaftlichen Veränderungen im Siedlungsvorgang weitgehend beeinflußt sein, sowohl in der Auswahl neuer wie in der Aufgabe früher besetzter Anbauflächen, die außer ihrer erhöhten Beanspruchung durch den Ackerbau vielfach noch zusätzlich den Einwirkungen von Wasser- und Winderosion ausgesetzt waren. Wenn diese Veränderungen in größerem Umfang zwar erst seit der Bronze- und Eisenzeit, etwa auf den leichten und bald verbrauchten Sandböden Jütlands und der norddeutschen Tiefebene festzustellen sind, wird doch auch bei früherem Siedlungswechsel schon mit ähnlichen Faktoren zu rechnen sein². Es ist zu bedenken, daß schon der erste Rodungsvorgang einen tiefgehenden Eingriff in das natürliche Gefüge einer Landschaft, in Bodenfläche und Pflanzenwuchs und schließlich auch in ihre Tierwelt mit sich brachte.

Es liegt auf der Hand, daß auch die innere Entwicklung der Siedlungsstruktur nicht unberührt von diesen Auswirkungen geblieben sein kann. Bereits im Verlauf des Neolithikums erscheinen locker oder gleichmäßiger geformte Dorfanlagen von beachtlichem, z. T. über 20 Höfe umfassendem Umfang und längerer Bewohnungsdauer, aus denen sich eine landschaftlich sicher ganz unterschiedliche, aber zuweilen schon relativ hohe Bevölkerungsdichte erschließen läßt und deren kaum von

einander abweichende Gebäudegröße bei aller angebrachten Vorsicht auf eine im wesentlichen gleiche Rechts- und Sozialstellung ihrer Bewohner zu weisen scheint. Auch die größeren Befestigungsanlagen dieses Zeitraums dürften bei allem Spielraum in der Deutung dieser „Höhenburgen“ weitgehend als bäuerliche Gemeinschaftsunternehmungen zum Schutz in unruhigen Zeiten zu betrachten sein (der Sache nach werden sie sich vielleicht doch am ehesten mit den Wehrhöfen und Kirchenburgen des Spätmittelalters vergleichen lassen). Mit dem zunehmenden Bevölkerungswachstum ist nun eine steigende wirtschaftliche Differenzierung zu beobachten, deren Auswirkung anscheinend allmählich auch auf die Strukturentwicklung der Landwirtschaft und des Bauerntums übergreift. Einzelne Handwerkszweige, deren Erzeugnisse nicht nur in der Nähe, sondern bereits im Handel über größere Strecken vertrieben wurden und deren Versorgung dementsprechend im Austausch von der landbautreibenden Nachbarbevölkerung übernommen werden mußte, sind bereits im Neolithikum zu erkennen und bieten eine bedeutsame Ergänzung zum Entwicklungsbild der gleichzeitigen Bauernbetriebe und ihrer vermutlichen Leistungsfähigkeit. In größerer Breite und Deutlichkeit zeigt sich dieser Wandel dann aber in der Wirtschaftsexpansion der Bronze- und Eisenzeit, in der großen Steigerung zum hochqualifizierten Spezialisten des Kunstgewerbes wie in der breiten, zuweilen vielleicht schon arbeitsteiligen Handwerkerschicht für den Normalbedarf, in den Organisationsformen der Materialgewinnung im Bergbau und Hüttenwesen wie in der Ausweitung des Tauschverkehrs zum großräumigen, an

² Bei dem von Jankuhn selbst nachdrücklich betonten kürzeren Wechsel der Klimakurven (S. 53 u. 58) wäre zu erwägen, ob dies gelegentlich nicht auch beim Übergang auf höhere Lagen (Schwäbische Alb, hessisches Bergland usw.?) mitgesprochen haben könnte. Im Auge zu behalten bleibt wohl auch der Einfluß der Weidewirtschaft, deren umgestaltende Wirkung auf den Pflanzenwuchs und speziell auch auf den Baumbestand u. a. von Scharla u dargelegt worden ist (Viehverbiß, erneute Verdrängung der Buche durch Eiche usw.).

bestimmten Zentralplätzen orientierten Fernhandel.

In einem engeren, wenn auch lange noch lückenhaft und undeutlich faßbaren Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen Aufschwung erscheinen die ersten und dann rascher zunehmenden Anzeichen sozialer Differenzierung, die von den zu vermutenden Häuptlingsfamilien der Bronzezeit zu den Fürstengeschlechtern der Hallstatt- und Latènekultur mit ihren residenzähnlichen Machtzentren und den ersten, wenigstens umrißweise vermutbaren Herrschaftsbildungen führt³. In ihren Kreis dürften vielleicht schon die ersten Großhöfe und Hallenbauten gehören, die z. T. am Rande älterer Dorfanlagen und mit eigener Befestigung entstanden sind und denen sich die Großburgen der Hallstattvölker und des Latène als Sammelpunkte nicht nur politischer Machtbildung, sondern auch als Verkehrs- und Kulturmittelpunkte von gelegentlich bereits stadtartigem Rang angeschlossen haben. Ist das Oppidum dieses hochentwickelten Zeitalters im mitteleuropäischen Bereich nach dem bisherigen Forschungsstand auch durchaus nicht so allgemein verbreitet und in seiner Höchstform eher eine singuläre Erscheinung, so ist die Entwicklungstendenz in ihrer Gesamtheit doch deutlich genug, um ihre landschaftlichen Auswirkungen im Groben abschätzen zu können⁴.

Wenn auch der Fundbestand noch lange nicht zu detaillierten Folgerungen reicht, darf doch mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die

Landwirtschaft in entsprechendem Maße zur Versorgung der nichtbäuerlichen Bevölkerungsgruppen beizutragen hatte und damit selbst ständig an Umfang und vermutlich auch an Intensität zunahm. Mit anderen Worten: es ist zu vermuten, daß sie in die ältesten Formen einer mitteleuropäischen Marktwirtschaft einbezogen und an all den Fragen um Gewinn und Risiko beteiligt wurde, die mit der wachsenden Getreideproduktion und Viehhaltung, mit der dadurch notwendigen Erweiterung der Anbauflächen und des Siedlungsraumes überhaupt verbunden waren.

Höchstwahrscheinlich hat auch die allmählich einsetzende soziale Differenzierung auf die Bauernbevölkerung übergegriffen, wenngleich dieser Vorgang landschaftlich sehr verschieden verlaufen sein wird. Wenn sich der Herrenhof der Bronzezeit noch weitgehend selbst mit den auf ihm lebenden Arbeitskräften versorgen konnte, dürften sich in dem fürstlichen Milieu der Hallstattkultur allmählich Wirtschafts- und Rechtsformen entwickelt haben, die der späteren Grundherrschaft nicht mehr allzu fern standen. Gerade darum ist jedoch zu vermuten, daß sich diese Entwicklungszüge mit größerer Stärke im keltischen Donau-Alpen-Raum wie am Oberrhein und in den anschließenden Mittelegebirgslandschaften geltend gemacht haben, wo sich die politische Herrschaft oder der wirtschaftliche und kulturelle Einfluß des Keltentums in höherem Maße durchzusetzen vermochte, während sie sich in dem nördlich und östlich angrenzenden

³ Mit Vorsicht schließt sich Jankuhn S. 107 f. der Vermutung an, daß sich die jüngeren Hallstattfürsten nicht mehr am Kampf beteiligt haben (Dolche statt Schwerter als Grabbeigaben): mindestens doch eine auffallende und weitere Erklärung bedürftige Unterbrechung der sonst weiterdauernden Funktion als *promachos* (Absetzbarkeit)!

⁴ Beachtenswert sind Jankuhns Ausführungen zur *Oppidum*-Forschung (vgl. das gute und eingehende Sachregister, S. 295) auch angesichts der wieder zunehmenden Neigung, den namentlich von Heinrich Dannenbauer, und wohl doch überspitzt, herausgestellten Charakter der Frühburg als Herrenburg wieder einzuschränken. Ebenso finden seine Feststellungen über die Bedeutung des Nahhandels und der Burg als merkantilem Regionalzentrum ein Gegenstück in der neueren mittelalterlichen Stadtforschung (vgl. z. B. meine Bespr. in ZHG 80, 1969, S. 351 ff.). Etwas problematisch bleibt nach wie vor der gelegentlich verwandte Terminus „Gauburg“ (S. 141), auch wenn er von Jankuhn wohl nicht gerade technisch gemeint ist; wir wissen ja nicht einmal im Mittelalter genau, was der Gau nun eigentlich alles bedeutet.

Teil Mitteleuropas weniger stürmisch und in mehr gelockerter Form eingeführt haben dürften. Diese Entwicklungsdistanz mag auch nach der germanischen Landnahme weiter gewirkt haben, denn während sich das frühere keltische Gebiet an Rhein und Donau allem Anschein nach verhältnismäßig reibungslos in die neue römische Provinzialkultur der Kaiserzeit einzufügen und unter Wahrung mancher Eigenheiten mit ihr zu verschmelzen vermochte, zeigt das frühgeschichtliche Bild der *Germania libera* auch in der agrarischen Entwicklung im Ganzen ein kontinuierliches Fortschreiten auf dem Wege, der bereits in der Latènezeit deutlich genug zu beobachten ist.

Die Einführung oder Weiterbildung technischer Arbeitsmittel, wie die Umwandlung des älteren Hakenpflugs zum leistungsfähigeren Scharpflug (mit Sech und Streichbrett) oder der Bau von eigenen Stallungen für den wachsenden Viehbestand könnte recht wohl aus dem steigenden Nahrungsbedarf zu erklären sein, soweit nicht etwa der Stallbau durch klimatische Veränderungen bedingt sein sollte. Aber auch die Ausbildung neuer agrarischer Betriebsformen in den ältesten, wenn auch noch sehr lückenhaft faßbaren Zeugnissen der Flurverfassung (Kammer- und Streifenfluren) wie in der vielleicht auf diese Zeit zurückgehenden Feld-Graswirtschaft könnte mit dem Bestreben nach erhöhter Produktionsfähigkeit oder mit der Ausbildung neuer besitzrechtlicher Formen in Zusammenhang stehen⁵. Trotz aller noch offen bleibenden Quel-

lenlücken und ungelösten oder nur annähernd zu beantwortenden Fragen zeigt sich im Ganzen doch bereits, daß das statische Forschungsbild von der archaischen Landwirtschaft und dem Bauerntum schon für die frühesten Entwicklungsabschnitte weitgehend zu berichtigen ist. Es zeigt sich, daß schon die Entstehungszeit der mitteleuropäischen Bauernwirtschaft in einen dynamischen Vorgang einbezogen ist, der sich in ständiger Umgestaltung der naturgegebenen Landschaft — in Vorzügen und Mißgriffen — zu erkennen gibt und die ersten Stadien einer werdenden, wenn auch noch nicht überall bleibenden Kulturlandschaft hervorzu- bringen vermag.

Eine gewisse Einschränkung in diesem mit spürbarer Vorsicht und ständigem Bewußtsein der vielfachen immer noch bestehenden Schwierigkeiten und Probleme entworfenen Gesamtbild ergibt sich aus der räumlichen Abgrenzung des Darstellungsgegenstandes, bei deren Festlegung sich der Verfasser im Interesse der thematischen Klärung vornehmlich für das westliche Mitteleuropa entschieden hatte. Konsequenter läßt sich dies natürlich kaum durchhalten; weder die grundlegende, bis zur Oder reichende Ausdehnung der Bandkeramik, noch die umstrittene und trotzdem kaum auszuklammernde Beurteilung der Lausitzer Kultur oder die reiche ostkeltische Entfaltung in Böhmen und im Alpenraum sind für den Gesamtverlauf entbehrlich. Während die früheren Entwicklungsphasen im Zuge der einschlägigen Kulturwanderungen denn

⁵ Vielleicht wäre stärker darauf hinzuweisen, daß sich die frühgeschichtliche Flurforschung in Mitteleuropa noch nicht auf allzu gesichertem Boden bewegt, jedenfalls im Vergleich mit den „keltischen“ und „sächsischen“ Feldern in England. Die Datierung der an verschiedenen Stellen festgestellten Zellen- und Kammerfluren ist z. T. noch recht unsicher und zuweilen auch umstritten. Über die Streifenfluren gehen die Ansichten mit der zunehmenden terminologischen Differenzierung erheblich auseinander; der nach Jankuhns Mitteilung anscheinend sicher datierte eisenzeitliche Stufenrain (Tafel 7a, nach S. 80) könnte, soweit die Aufnahme erkennen läßt, ebensogut aus dem Hochmittelalter stammen. Über die Probleme der Unterscheidung von agrarischen Besitz- und Betriebsgrenzen vgl. Helmut Hildebrandt, *Regelhafte Siedlungsformen im Hünfelder Land* (Marburger Geographische Schriften, Heft 34, 1968), S. 69 ff. u. 234 ff.); Die spätmittelalterliche Wüstungsperiode und ihre Auswirkungen auf die Kulturlandschaft im Landkreis Hünfeld siehe Heimatkalender des Landkreises Hünfeld 1971, S. 113 ff.

auch zumeist als Ganzes betrachtet werden, macht sich im weiteren Darstellungsverlauf mit der zunehmenden Eingrenzung auf den Westteil zwangsläufig eine ungleichmäßigere Gewichtsverteilung bemerkbar. Auf der Nordseite tritt naturgemäß der Jankuhn besonders vertraute Küstenraum von Jütland bis zur Unterweser stärker hervor, während im Süden die Schilderung der hochentwickelten, auch politisch agilen keltischen Kultur- und Stammesbildung dominieren muß.

Ein entscheidendes Stück mitteleuropäischer Geschichte zeigt sich in der „Differenzierung zwischen dem nördlichen und dem südlichen Mitteleuropa, die zu einem großen Vorsprung des Südens führte“, und in der „Tatsache, daß dieser fortgeschrittene Süden politisch zwischen die von Süden nach dem Norden strebenden Römer und die vom Norden vordringenden Germanen geriet“, wobei die letzteren „nicht nur ehemals keltisch besiedeltes Gebiet, sondern durch die Berührung mit keltischen Bevölkerungsresten auch manches von den technischen Leistungen und Errungenschaften ihrer Vorgänger“ übernehmen konnten (S. 102 f.). Aber es ist kaum zu vermeiden, daß bei dieser gewissermaßen paradigmatischen Darstellungskunst manches zwangsläufig zurücktritt oder ganz von der gewichtigeren Nachbarschaft verschluckt wird. Das Verhältnis der keltischen Großexpansion zur folgenden germanischen Landnahme wirkt im Rahmen dieses dualistischen Gesamtbildes daher auch stärker, als es vielleicht beabsichtigt sein mag, auf die Frage nach dem Bestehen und der Entwicklung von autochthonen Bevölkerungsgruppen zwischen diesen beiden Blockbildungen, wie sie in der

neueren Forschung wiederholt und von verschiedenen Fachgebieten zur Diskussion gestellt worden ist. Jankuhn äußert sich zu diesem zweifellos sehr verwickelten und noch weitgehend ungeklärten Fragenkomplex ablehnender als früher, obwohl doch gerade die ständige Fluktuation in der frühgeschichtlichen Stammesentwicklung immer deutlicher herausgestellt worden ist und kaum noch von festen Fronten gesprochen werden kann⁶ (vgl. etwa das Problem der barbarischen Randzonen, das auch für den nordhessischen Raum von Bedeutung ist).

Wenn dabei wieder ein erhöhtes Gewicht auf die ethnische Selbstzuweisung der in rascher Folge und oft nur vorübergehend überlieferten Bevölkerungsgruppen gelegt wird (S. 129), sind doch gerade auch diese Aussagen in der neueren Quellenkritik wieder stärker in Frage gestellt worden⁷; politischer Druck oder erhöhtes Geltungsbedürfnis haben gerade in solchen Übergangszeiten vieles verwischt oder verdunkelt.

Nicht zuletzt aber macht sich die zunehmende thematische Einschränkung auf das westliche Mitteleuropa noch einmal in der Beurteilung der Kontinuitätsfrage bemerkbar. Jankuhn legt sichtliches und wohlbegründetes Gewicht auf die Feststellung, daß dem „tiefen und für Mitteleuropa sicher revolutionären Einschnitt“ um die Mitte des 5. vorchristlichen Jahrtausends trotz aller folgenden Veränderungen bis zum Ende seiner Darstellung kein zweiter von ähnlich epochaler Bedeutung auf dem Gebiet des Agrarwesens gefolgt sei. Und in der Tat scheint eine neue Caesur von vergleichbarer Tiefe erst am Ausgang der Antike um die Mitte des 1. nachchristlichen Jahrtausends aufzu-

6 Vgl. namentl. Jankuhns Bemerkungen (S. 116) zu dem Buch von Rolf H a c h m a n n — Georg K o s s a c k — Hans K u h n, *Völker zwischen Germanen und Kelten* (Neumünster 1962). Die von ihm angeführten Rezensionen sind durchaus nicht einheitlich dagegen, sondern z. T. sogar zustimmend (de Vries) und z. T. einander widersprechend (Meid und Kraft). Vgl. auch meine Besprechung im vorliegenden Band.

7 Vgl. jetzt vor allem Reinhard W e n s k u s; *Stammesbildung und Verfassung*. Köln-Graz 1961, u. a. S. 220 u. 383 f.

treten, als ein längeres Entwicklungstief mit eingreifendem, wenn auch im einzelnen noch nicht sicher zu überschauendem Bevölkerungsrückgang und entsprechendem Siedlungsschwund zu erschließen ist; neben dem Zusammenbruch des römischen Imperiums und den großen germanischen Wanderbewegungen scheinen einzelne regional wirksame Naturereignisse, vor allem im Norden, und vielleicht auch pandemische Massenseuchen aus dem Mittelmeerraum beteiligt gewesen zu sein⁸. Dann beginnt im frühen Mittelalter die neue weiträumige Siedlungsexpansion, die in ständiger Ausweitung über den ganzen mitteleuropäischen Raum bis in das späte Mittelalter angedauert hat und erst im 14. Jahrhundert zum Stillstand und einem erneuten, zum Teil absturztartigen Rückgang kam; Ursachen und Verlauf der mittelalterlichen Binnenkolonisation erinnern zuweilen frappant an Jankuhns Schilderungen, ohne daß der Leser dabei auf den Einfall kommen müßte, daß sich dieses alles nach einer bestimmten Gesetzmäßigkeit abzuspielen habe. An der Konfrontierung dieser beiden Großabschnitte der mitteleuropäischen Agrarentwicklung verstärkt sich der Eindruck, daß in Jankuhns Buch fünftausend Jahre nicht nur darstellerisch, sondern auch sachlich enger zusammengebracht sind.

Es wird dabei allerdings kaum zu übersehen sein, daß er seine Ausgangsbasis selbst erheblich eingeschränkt hat. Da das östliche Mitteleuropa für seine frühgeschichtliche Betrachtung weitgehend ausgeklammert ist und auf der anderen Seite das Rhein-Donau-Gebiet mit der römischen Okkupation in ganz andersartige Verhältnisse überführt wird, bleibt für sein Endergebnis eigentlich nur der schmale Streifen zwischen dem Rhein und dem Mittelgebirge (abzüglich des Neckar-Main-

raumes) übrig. Und gerade weil das Resumée der gedankenreichen und tief fundierten Darstellung (S. 184 ff.) so eindrucksvoll wirkt, verstärkt sich der Wunsch, daß die thematische Karez in der Raumabgrenzung vielleicht bei der nächsten Auflage noch mehr ausgeglichen werden möge. Für das jetzt schon vielfach berücksichtigte Oder-Weichsel-Gebiet würde dies vielleicht doch nicht mehr allzuschwer fallen; für das römische Provinzialgebiet mit seiner zum Teil völlig neuen, aber für mehrere Jahrhunderte doch auch zum Mitteleuropa gehörenden Agrarentwicklung sollte neben dem jetzt noch dominierenden Rheinland auch das Donaugebiet eingehender berücksichtigt werden, zumal dort gerade das Verhältnis zur vorausgehenden keltischen Zivilisation Anlaß genug bietet.

Zu den Nachbargebieten, denen auf Grund ihres Quellenmaterials eine stärkere Berücksichtigung bei künftigen Neuauflagen zu wünschen wäre, gehört sicher auch die Namenforschung, die nur gelegentlich in Harald Jankuhns Beitrag auftaucht und trotz der zahlreichen, für die Frühzeit geltenden methodischen Vorbehalte und ungelösten Fragen wohl doch schon einige nicht ganz wertlose Ergänzungen beitragen könnte. Es brauchte nicht einmal bis in die letzten Abgründe der Indogermanistik und der vorindogermanischen Supertiefen vorgestoßen zu werden. Bei der angelegentlichen Heranziehung der Paläobotanik lägen Vegetationsbezeichnungen wie Herkynia oder Virgunda, Askapha und Asciburgium, Buochloha, Waltunniu usw. nicht völlig aus dem Gesichtskreis, und ebenso wäre mit entsprechender Vorsicht der eine oder andere weiterführende Hinweis aus den regional festzulegenden Gelände- und Bodennamen zu entnehmen (Quellen- und Niederungs- oder Sumpf- und

⁸ Vgl. Wilhelm Abel: Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert (Deutsche Agrargeschichte II, 1967²), S. 12 f.

Moorbezeichnungen usw.). Angesichts der hohen Bedeutung, die für die keltische Zivilisation herausgestellt worden ist, wäre daran zu denken, daß auch ein Teil der von dort kommenden Siedlungsbezeichnungen agrarischer Herkunft sein könnte (Bildungen mit den Grundwörtern -magos, -ratum, vielleicht auch -baunos u. ä.), zumal ein erheblicher Teil in der römischen Provinzialpraxis nicht nur beibehalten, sondern auch zu Neubildungen benutzt wurde.

Einige Beachtung wäre trotz der Bedenken des Verfassers doch wohl auch schon den neueren Ergebnissen der religionsgeschichtlichen Forschung zu schenken, die sich seit geraumer Zeit aus dem Bann der einstmals herrschenden Naturmythologie befreit und es längst gelernt hat, vorsichtig genug mit dem reichen ethnologischen Material früherer wie späterer Überlieferung umzugehen. In den besonnenen und methodisch disziplinierten Arbeiten, wie sie etwa Karl Helm und Jan de Vries vorgelegt haben, ist die Verbindung zum archäologischen Quellenbestand schon so weitgehend aufgezeigt, daß sie mit Gewinn herangezogen werden könnte. Wenn man etwa die vorliegenden Ergebnisse über Vegetationsdämonen und Flurkulte oder über die theriomorphen Erscheinungsformen überschaut, ist es doch offensichtlich, welche bedeutende und sehr alte Rolle dabei der Zusammenhang mit dem Agrarbetrieb gespielt haben muß — wie im Getreidebau, bei dem gerade die altheimischen Pflanzen besonders hervortreten (Roggendämonen usw.), und wie neben den Wildtieren auch die Zuchttiere, Stier und Kuh, ihren festen Platz in Vorstellungen und Kultbrauchtum erhalten haben. Bei den Votivfunden an prähistorischen Bohlenwegen und Pflasterstraßen (S. 99) wäre neben dem Opferzweck auch an apotropäische Vorstellungen zu denken: „gefährliche Furten“ wurden zusätzlich durch die mit

besonderer Vorliebe dort lauenden Wasserdämonen gefährdet, die man abwehren mußte, und bei den häufigen Opferfunden in Mooren ist daran zu erinnern, daß die Moore bereits in archaischer Zeit als Wohnort dämonischer Kräfte und Gestalten gefürchtet waren. Als abschließender Wunsch wäre wohl noch ein Literaturverzeichnis zu nennen, wie es für die Beiträge von May und Harald Jankuhn bereits zusammengestellt ist. Das Autorenregister (S. 279 ff.) gäbe wohl schon ein brauchbares Gerüst dafür, das nur noch ausgefüllt zu werden brauchte.

Wenn der Verfasser sein Buch „als unvollkommenen ersten Versuch“ bezeichnet, wird man ihm nicht ganz folgen können. Die Darstellung läßt zwar überall erkennen, welchen weiten, mühevollen Weg die Urgeschichtsforschung in den vergangenen 150 Jahren zurücklegen mußte und wieviel noch an Lücken wie an Fragen offen steht, aber auch welchen Ertrag sie bereits zu bieten hat. Und er ist wirklich nicht gering. Das Buch zeigt auf jeder Seite, daß die Vorgeschichte alles andere als geschichtslos ist und daß sie auch den interessierten Leser von heute ebenso unmittelbar wie jede andere Geschichtsepoche angeht.

Claus Cramer

Med Arkæologen Danmark rundt. Redaktion: Elise Thorvildsen og Stephan Kehler, København: Politikens Forlag 1966³, 440 S. 22,25 dkr.

Wenn an dieser Stelle ältere und zudem fremdsprachliche Literatur angezeigt wird, so findet diese Ausweitung eine vielschichtige Begründung. Vor allem verbietet sich im prähistorisch-archäologischen Forschungsbereich die Einengung des Gesichtsfeldes durch junge Sprach- und Ländergrenzen von selbst, dies umso mehr, wenn frühe kulturelle Zusammenhänge mit dem Nachbarland

und die relative Einheitlichkeit der Fundbelege konstatiert werden können.

Die skandinavische Geschichte wird hierzulande derzeit sehr vernachlässigt; kaum, daß sie in die Schulbücher Eingang findet. Diese Geringschätzung trifft dabei vor allem — wegen der langdauernden Wechselbeziehungen zwischen unseren Ländern besonders erstaunlich — Dänemark; noch in neuerer Zeit verstehen sich Geschichten Skandinaviens vornehmlich als Darstellungen über Schweden und Norwegen (U. Bracher, 1968); erst jüngst wird dieses Mißverhältnis etwas korrigiert (A. E. Imhof, 1970). Die Ursachen dieses Sachverhaltes aufzudecken, ist nicht Ziel dieser Darstellung, eine Wende zeichnet sich ohnehin ab in dem gesteigerten Interesse deutscher Touristen an Skandinavien. Der Gruppe historisch, speziell archäologisch Interessierter unter diesen Reisenden steht mit dem hier angezeigten Führer durch Dänemark ein Wegweiser zur Verfügung, wie er in gleicher Übersichtlichkeit, Prägnanz und Vollständigkeit in Westdeutschland gleichwertig nicht zu bekommen ist. Zwar sind die vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz herausgegebenen „Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern“ hervorragend in Inhalt und äußerer Gestaltung, jedoch vielbändig und mithin teuer (pro Band 12.— DM), dazu mehr auf umfassende Darstellungen zu lokal begrenzten Themen denn auf echtes Führen und Verweisen bedacht. Anders dieses Handbuch aus dem Verlag der großen dänischen Tageszeitung *Politiken*.

In einem Band findet der Leser das Vorzeitwissen Dänemarks, geordnet nach landschaftlichen Regionen, Epochen und Fundorten dargestellt. Kartenausschnitte mit Symbolen für archäologische Denkmäler und Funde machen das Auffinden aller interessanten Plätze leicht. Alle Ausgrabungen sind detailreich, oft stichwortartig in gebotener Kürze referiert; Angaben über Art, Um-

fang und zeitliche Zuordnung der Funde fehlen ebensowenig wie Literaturbelege zu jedem Fundort und eine exakte Schilderung des Zugangsweges. Besonders letzteres wird der Fremde zu schätzen wissen, denn trotz — oder gerade wegen? — des sprichwörtlichen Interesses der Dänen an der Urgeschichte ihres Landes sind — ob aus Gründen der Vorsicht oder echter Bescheidenheit — nur wenige Vorzeitdenkmäler für den Reisenden ausgemaldet, insbesondere jene der Wikingerzeit. Hinweise wie *Vikingeborgen Fyrkat*, *Gravpladsen Lindholm Høje* oder *Ladbyskibet* sind auch von dem des Dänischen Unkundigen zu deuten; der Interessierte findet diesen Weg ohnehin. Ob man einem einzigen kleinen Verweisschild *Oldtidhøjene* zu einer der imposantesten, versteckt liegenden Gruppe bronzezeitlicher Grabhügel folgt, ist schon fraglich. Wer im Amt Viborg einem Wegweiser *Hvolrisomraadet* (Umgebung von Hvolris) zu einer der größten und interessantesten Ausgrabungsstätten Europas folgt, muß mehr als die Landessprache kennen. Einzelnes mag der Reisende zufällig, anderes der Autofahrer zwangsläufig „entdecken“, das meiste bleibt unbezeichnet und ungesehen, und das bei dem ungeheueren Reichtum an gehobenen und noch bedeckten Vorzeitschätzen.

Ein außerordentlich reichhaltiges Angebot sehr preiswerter archäologischer Schriften und Forschungsberichte (*Nationalmuseets Blaa Bøger*; *Danmarks Herligheder* aus dem Gjellerup-Verlag; die umfassenden *Turistforningens Aarbøger* u. a., neben weiteren Bänden aus dem Verlag von *Politiken*) machen es dem Einheimischen leicht, sich zu orientieren. Der Fremde aber bedarf eines brauchbaren Handbuches, das ihn auch zu versteckten Hügeln und Grabkammern, zu Moorsiedlungen und Opfergruben, zu einzelnen Schiffssetzungen und Wikingerfriedhöfen, zu steinzeitlichen Wohnplätzen, Flintbergwer-

ken, Ertebölle-Muschelhaufen, zu Runensteinen und zu kleinen und kleinsten, dennoch exzellent bestückten Museen führt. Zum Autorenkreis zählen neben Professoren der dänischen Universitäten (Klindt — Jensen u. a.) die Kustoden der großen dänischen Museen, alle bekannt durch Ausgrabungserfolge (Troels-Smith, Ramskou, Thorvildsen, Mathiassen). Fachleute aus den Nachbarwissenschaften — Klimatologie, Geologie, Botanik und Zoologie sorgen für die Absicherung der Ergebnisse (s. bes. das instruktive Kartenmaterial). Jede dänische Teillandschaft findet sich unter Beachtung der spezifischen Fundsituation — anschaulich illustriert — gesondert behandelt; eine Einführung in die dänische Urgeschichte und Archäologie und eine weitere in Sprache und Arbeitsmittel dieser Wissenschaft runden zusammen mit einem Glossar, einem genauen Register und einem Literaturnachweis den Band ab.

Ist dieses Handbuch vornehmlich ein differenziertes Fundortverzeichnis und ein sicherer Führer zu historischen Stätten, so ist der Komplementärband

Jeg ser paa Oldsager. Redaktion: Mogens Rud. København: Politikens Forlag 1966², 384 S. 23,— dkr.

„en 'katalogisering' af genstande“, eine Aufstellung der Fundgegenstände aus der mittleren (dän.: älteren) und der Jungsteinzeit, aus Bronzezeit und Wikingerjahrhunderten, so wie sie das Nationalmuseum in Kopenhagen als differenzierte Typen und Formen inventarisiert hat. Unter den 840 (!) einzeln mit Vorkommen detailgenau beschriebenen *oldsager* herrschen neben bekannten Idealtypen der Waffen und Geräte die alltäglichen Gebrauchsgegenstände und häufiger belegten Sonderformen vor; Einzelfunde wie der Sonnenwagen fehlen verständlicherweise.

So gewinnen die Autoren für alle Zeitabschnitte einen fast lückenlosen Nachweis der wichtigsten Gerätschaften; die Fortschritte der Arbeitstechnik und der Materialverarbeitung finden sich ebenso gespiegelt wie das sich verändernde ästhetische Bewußtsein und die Entwicklung des dänischen Kunsthandwerks bis auf unsere Zeit. Der Band versteht sich vor allem als Anleitung und als Bestimmungsbuch für Sammler und legt Wert auf hilfreiche Illustrationen — was der weniger Sprachkundige besonders begrüßen wird. Von der ersten zur zweiten Auflage hat die Zahl der Photos zugunsten bestechend klarer Zeichnungen abgenommen. Die Papierqualität ist sehr verbessert worden, damit *illustrationernes detaljer* zu ihrem Recht kommen. Dennoch ist der Band kein Nachschlagewerk allein für Gegenstände, er will vielmehr im Sinne Mortimer Wheelers zeigen, daß die Archäologie nicht eigentlich Dinge ausgräbt, sondern Menschen; sie will den Leser hinführen zu der Lebenswelt „*af sine forfædre for aartusinder tilbage*“ (S. 5), sie will — so Johannes Brøndsted — „*forvandler forhistorien til historie*“.

Diesem Ziel dient — neben zusätzlichen Ausführungen über die historischen Bedingungen der Materialien und Herstellungsarten — vor allem ein kulturgeographischer Aufsatz von Troels-Smith über die Landschaft, die Besiedlung, die Lebensbedingungen und die sozialen Veränderungen, soweit sie aus den Fundbelegen ablesbar sind. Die modernen Datierungsmethoden sind ebenso ausführlich behandelt und mit informativem Bildmaterial belegt wie genaue Sammlungs-, Konservierungs- und Katalogisierungsmethoden.

Beide (sehr preiswerte) Bände — obwohl in sich geschlossen — ergänzen sich zu einem umfassenden Bild der dänischen und europäischen Vorzeit.

Helmut Burmeister

Erich Zöllner: Geschichte der Franken bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Auf der Grundlage des Werkes von Ludwig Schmidt unter Mitwirkung von Joachim Werner neu bearbeitet. München: Verlag C. H. Beck, 1970, 378 S., 1 Stammtafel, 2 Karten. DM 45.—.

Von der zweiten Auflage des Werkes von Ludwig Schmidt „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung“ war beim Tode des Verfassers lediglich der Band über die Franken nicht vollendet. Erich Zöllner hat dankenswerterweise die Neubearbeitung übernommen und dazu die Mitwirkung des Praehistorikers Joachim Werner gewonnen. In der Anlage und in der Abgrenzung des Bearbeitungszeitraumes fügt sich der Band in das Gesamtwerk ein; es ist daher nicht mit dem Verfasser darüber zu rechten, ob die Mitte des 6. Jhs. einen glücklichen Abschluß bildet.

Bereits im 1. Kap. „Stammesbildung und Frühgeschichte“ wird die behutsame Art sichtbar, mit der Verf. aus dem vielfach problematischen Quellenmaterial seine Aussagen gewinnt. Er versucht, so viel wie möglich aus den Quellen herauszuholen, aber er überfordert sie nicht; Vermutungen und Hypothesen werden stets als solche gekennzeichnet. Z. sieht in den Franken, deren Namen er mit „mutig, kühn“ zusammenbringt, einen aus Kleinstämmen der Istwäonengruppe gebildeten Stammesbund, der seinen Schwerpunkt im 3. Jh. im heute niederländischen Gebiet hatte. Seit der Mitte des 3. Jhs. sehen wir die Franken in Berührung mit dem Römerreich. Zumeist handelt es sich dabei um kriegerische Auseinandersetzungen mit wechselndem Ausgang, bisweilen werden Teile von ihnen auf Reichsboden zur Grenzverteidigung angesiedelt. Wir beobachten ein allmähliches, immer wieder von Rückschlägen unterbrochenes Vordringen ge-

gen Gallien. In der Mitte des 5. Jhs. sind die Franken an der Schlacht gegen Attila beteiligt, bald danach sind Köln und Trier endgültig in ihrer Hand. Jetzt erkennen wir auch zwei Hauptgruppen, Salier und Rheinfranken (nicht Ripuarier!), von denen die Salier die Reichsgründung auf gallischem Boden erzwangen und das Königsgeschlecht der Merowinger hervorbrachten. Der Vater Chlodowechs, Childerich, dessen wahrhaft königlich ausgestattetes Grab 1653 in Tournai aufgefunden wurde, ist der erste sicher erkennbare Herrscher. Sein Herrschaftsbereich in Nordgallien sollte nach Z. nicht zu weitläufig gedacht werden und besaß in Tournai vielleicht seinen Mittelpunkt.

In Kap. 2, „Chlodowech“, und Kap. 3, „Chlodowechs Söhne und Enkel“, werden die Ausweitung und Konsolidierung des Frankenreiches durch Chlodowech, die Reichsteilung unter seine Söhne, die Auseinandersetzungen innerhalb der Königsfamilie bis zu dem Zeitpunkt zuverlässig und ausgewogen geschildert, an dem nach dem Tod seiner Brüder und Neffen Chlotachar das gesamte Reich wieder in einer Hand vereinigte. Die wichtigsten Stationen auf Chlodowechs Weg sind allgemein bekannt; es braucht deshalb nur an sie erinnert zu werden: Kampf gegen Syagrius und dessen Tod, Vordringen bis zur Loire, Krieg und entscheidender Sieg gegen die Alemannen, Übertritt Chlodowechs zum katholischen Christentum, Kampf gegen die Westgoten und Gewinnung Aquitaniens, Beseitigung der fränkischen Teilreiche. Es sei besonders hingewiesen auf die Erörterungen zum Alemannenkrieg und zur Taufe Chlodowechs, wofür die Quellen ausführlich vorgeführt werden und wobei sich Z. dafür entscheidet, daß die Taufe wohl 498/99 stattgefunden habe.

Nach dem Tode Chlodowechs verdient von Hessen aus besonders der Thüringerkrieg Beachtung, der von Theuderich geführt wurde, dem ja vor

allem die östlichen Reichsteile zugefallen waren (vgl. Karte 1). Unter ihm und seinem Sohn *Theudebert* reichte der fränkische Macht- und Einflußbereich weit nach Osten (S. 91 ff.). Wie die beiden Karten ausweisen, bezieht Z. auch Hessen in das fränkische Reich ein. Das führt zu der Frage nach dem Verhältnis von Franken und Chatten/Hessen. Im Gegensatz zur ersten Auflage werden die Chatten nicht mehr als Angehörige des Frankenbundes aufgeführt (S. 3), es wird jedoch für möglich gehalten, daß um 490 das Chattenland dem rheinfränkischen, in Köln residierenden König *Sigibert* unterstand (S. 34); in diesem Falle könnten die Chatten zusammen mit dessen Teilreich unter *Chlodowechs* Herrschaft gekommen sein (vgl. S. 72).

Kap. 4, „Innere Geschichte und Einrichtungen“, bildet die Mitte und den Kern des Buches. Neben *Gregor von Tours*, unsere Hauptquelle für die frühe Geschichte des Frankenreiches, treten jetzt gleichgewichtig die *Lex Salica* und das immer mehr anwachsende archäologische Material. Hier fallen zunächst die Fragen nach der ständischen Gliederung und nach der Existenz bzw. Nichtexistenz eines frühfränkischen Adels auf, der ja in der *Lex Salica* im Gegensatz zu anderen Stammesrechten nicht vorkommt. Die bekannten reichen Gräber des 6. Jhs. möchte Verf. zwar als Zeugnisse sozialer Differenzierung, jedoch nicht eines Geburtsadels ansehen. So entscheidet er sich dafür, daß sich ein Adel (Aristokratie) auf gallischem Boden neu gebildet habe, daß diese Entwicklung zur Zeit der ersten Aufzeichnung der *Lex Salica* jedoch noch nicht vollendet gewesen sei. Möglichkeiten des Aufstiegs bot vor allem der Königsdienst — auch für die *Romanen* innerhalb des merowingischen Reiches. Im Mittelpunkt des Reiches stand das Königtum, von ihm ging die gesamte staatliche Ordnung aus, wenn auch das Volk in gewissen Dingen ein

Mitspracherecht bewahrte. Die Verfassungseinrichtungen, insbesondere die Gliederung des Reiches und das Ämterwesen, lassen häufig romanischen Einfluß erkennen. Ausführlich werden das Heerwesen und die Bewaffnung des fränkischen Kriegers besprochen.

Nach einem Abschnitt über „Religion und Kirche“ behandelt Kap. 6 die „Siedlungsverhältnisse“. Gerade auf diesem Gebiet wurden seit der ersten Auflage große methodische Fortschritte gemacht, wofür wenigstens die Namen *Steinbach*, *Gamillscheg* und *Petri* genannt seien. Dennoch bleiben viele Fragen strittig, so nach der Art des Zusammenlebens von *Romanen* und *Franken*, nach deren Siedlungsweise und nach der zahlenmäßigen Stärke der nach Gallien gekommenen und sich dort niederlassenden *Franken*.

Das archäologische Fundmaterial und die Ortsnamen sind hier die wichtigsten Quellengruppen, freilich haben beide ihre Probleme. So ist nach wie vor keine Einigkeit darüber erzielt, inwieweit die Reihengräbersitte und Bestattungen mit Waffenbeigaben ethnisch gedeutet, d. h. in diesem Falle: den *Franken* zugesprochen werden dürfen. Auf der anderen Seite ist unbestritten, daß man an der heutigen Sprachgrenze nicht ablesen könne, wie weit fränkische Siedlung in nennenswertem Umfang auf romanischem Gebiet stattgefunden habe. Hier haben sprachliche Ausgleichsprozesse stattgefunden, so z. B. der Ortsnamenausgleich, also die Erscheinung, daß ursprünglich germanisch/fränkisch gebildete Ortsnamen von vorwiegend romanisch sprechender Umgebung übersetzt oder assimiliert wurden und umgekehrt. Umstritten ist wiederum das Ausmaß dieser Erscheinungen. Aber trotz der fortdauernden Kontroversen darf gesagt werden, daß die jahrzehntelange wissenschaftliche Auseinandersetzung über diesen Komplex auch für die Beurteilung anderer, ähnlich gelagerter Grenzzonen wichtige Er-

kenntnisse gebracht hat, während sie umgekehrt von anderen Bereichen (deutsch-slawische Sprachgrenze) wertvolle Anregungen erfahren hat.

Unter Berücksichtigung aller Quellengruppen und mit zurückhaltender Beurteilung des Ausmaßes des Ortsnamenausgleichs kommt Z. zu dem Schluß, daß die Franken auch in Gebieten von Mischsiedlung mit Romanen eine Minderheit gebildet haben. Vermutungen über die absolute Zahl der fränkischen Bewohner Galliens sind natürlich mit großen Unsicherheitsfaktoren belastet. Mit allen Vorbehalten nennt Z. eine Zahl von 500 000 — 800 000 Menschen fränkischer Volkszugehörigkeit in Gallien in der ersten Hälfte des 6. Jhs., während die allgemeinen Schätzungen über die Gesamteinwohnerzahl Galliens zwischen fünf und zehn Millionen schwanken.

In der Wirtschaft des frühmerowingischen Reiches läßt sich ebenfalls wieder die Vermischung gallorömischer und fränkischer Elemente feststellen. Leider sind für diese Zeit die Quellen für die grundlegende Organisationsform der Landwirtschaft, die Grundherrschaft, noch äußerst dürftig. Rückschlüsse aus späterer Zeit scheinen gerade hier besonders problematisch. Aus der Lex Salica darf geschlossen werden, daß der Viehhaltung eine große Bedeutung zukam. Von dem Handwerk und seinen Erzeugnissen, der technischen und kunstgewerblichen Produktion vermitteln uns wiederum Grabbeigaben eine gute Vorstellung.

In dem abschließenden Kapitel „Von der Antike zum Mittelalter“ wird noch einmal die große Bedeutung herausgestellt, die das Zusammentreffen der Franken mit der gallo-römischen Kultur und dem Christentum für die Geschichte Europas hatte.

Ein Quellenverzeichnis, ein Namenregister, eine Stammtafel der älteren Merowinger sowie die schon genannten

beiden Karten beschließen den Band. Da die Literatur häufig abgekürzt zitiert wird, macht sich das Fehlen eines Literaturverzeichnisses bisweilen störend bemerkbar.

Mit dem angezeigten Buch legt der Verf. ein Werk vor, das in zuverlässiger und abgewogener Weise die derzeitige Kenntnis über den Stamm der Franken und das frühe Reich der Merowinger darbietet. Bei einem Vergleich mit der ersten Auflage wird deutlich, wie die Archäologie durch die fortwährende Vermehrung ihres Quellenmaterials und die ständige Verfeinerung ihrer Methoden immer größere Bedeutung gewinnt für die Erforschung von Zeiträumen, für die schriftliche Quellen nur spärlich vorhanden sind. Dem geht parallel die starke Beachtung, die neben der politischen Geschichte heute die Untersuchung und Darstellung der inneren Verhältnisse und der materiellen Kultur finden.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die übrigen Bände des Handbuches von Ludwig Schmidt (Die Westgermanen, Die Ostgermanen, Geschichte der Wandalen) in vergleichsweise preiswerten Nachdrucken vorliegen.

Fred Schwind

Karl Bosl: Franken um 800. Strukturanalyse einer fränkischen Königsprovinz. 2. erw. Auflage mit sechs Kartenskizzen im Text und einer Karte. München, Verlag C. H. Beck, 1969, XIII, 210 S. DM 28.—.

B's Buch wird schon in der zweiten, erweiterten Auflage vorgelegt, ein Beweis für die weite Verbreitung, die es gefunden hat. Daß es nicht nur gekauft, sondern auch gelesen und benutzt wird, kann man sowohl an zahlreichen Zitaten in der Literatur als auch bei Gesprächen mit Studenten immer wieder feststellen. In der Tat wird hier ein bedeutsames und auch über den eigent-

lichen Untersuchungsraum Franken hinausweisendes Thema behandelt, das die ihm entgegengebrachte Beachtung zu Recht auf sich gezogen hat.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist eine Karte, die alle bis 830 in Franken urkundlich genannten Orte zu bieten versucht. Nach einleitenden Bemerkungen über Problem und Wert kartographischer Darstellungen werden in den Kapiteln 2–6 Besiedlung und Gliederung des Landes, Die freien und unfreien Unterschichten, Die „adelige“ Oberschicht und Führergruppe, Die fränkischen Bistümer, sowie Der König und seine Pfalz Salz seit ca. 790 behandelt. Das 7. Kapitel „Die Herrschafts- und Sozialstruktur der Königsprovinz“ bringt eine Zusammenfassung und Einordnung der Ergebnisse. Es folgt auf S. 155–191 ein von H. Maierhöfer und K. Withold bearbeitetes und von W. Störmer ergänztes Verzeichnis der bis 830 urkundlich genannten Orte Frankens. Ein Sach- und Personenregister beschließt den Band; hierzu sei angemerkt, daß das Ortsverzeichnis die im Register fehlenden geographischen Namen nicht zu ersetzen vermag.

In dem Buch sollen die verfassungsmäßigen, sozialen und ständerechtlichen Verhältnisse einer Landschaft beschrieben werden, wie sie sich innerhalb eines begrenzten Zeitraumes darbieten, in dem ein jahrhundertelanger Prozeß der Eingliederung dieses Raumes ins fränkische Reich mit allen seinen Begleiterscheinungen und Teilaspekten — nämlich Herrschaftsaufrichtung, Siedlung, Landesausbau, Missionierung, Einführung der Kirchenorganisation, kulturelle Beeinflussung — nahezu seinen Abschluß gefunden hat. Der mainfränkische Raum mit seiner vergleichsweise reichen Quellenüberlieferung, die wir vor allem dem Kloster Fulda verdanken, eignet sich für einen solchen Versuch besonders. Die Mainlande um Würzburg und das Grab-

feld können als die Zentren dieses Gebietes angesprochen werden. Bei der Abgrenzung des Untersuchungsraumes stellen sich freilich Probleme, die nicht überall glücklich gelöst werden, was vor allem bei der Karte sichtbar wird, aus der nicht in jedem Fall hervorgeht, warum ein Beleg eingetragen ist, ein anderer jedoch nicht.

B. unterscheidet zwei große Gruppen der Bewohner: eine grundbesitzende Oberschicht, deren Angehörige in den Quellen als Schenker von Land und Leuten an Klöster und Kirchen, sowie als Besitzer und Gründer von Kirchen und Klöstern auftreten; dann eine Unterschicht, die zusammen mit dem Land vergabt werden kann. Diese Unterschicht ist in sich wieder stark differenziert. Freie Unterschichten, wie in der Überschrift von Kap. 3 angekündigt, werden freilich nicht behandelt. Die oberste Gruppe der Unfreien sind für B. die sog. „Königsfreien“, die er auch „freie Unfreie“ nennt. Auch die eigentlichen Unfreien sind wieder nach sozialer und wirtschaftlicher Lage und auch rechtlicher Stellung differenziert; hier sind vor allem von denen, die als Knechte und Mägde auf den Höfen der Grundherren arbeiten, die Leute zu unterscheiden, die in wirtschaftlicher Selbständigkeit eine ihnen gegen Zins und Dienste überlassene Bauernstelle bearbeiten.

Die Grundherren treten uns als zahlenmäßig starke Schicht entgegen. In ihrer Hand lag der damals schon weit vorgeschrittene Landesausbau. B. glaubt zahlreiche kognatische und agnatische Verwandtschafts- und Familienverbände erkennen zu können. Einen Teil der Schenker weist er der sog. Reichsaristokratie zu, deren Herkunft aus den linksrheinischen Reichsteilen die Verbindung mit dem Westen herstellt. Daneben nimmt B. die Existenz eines einheimischen Uradels an.

Charakteristisch für Franken ist die starke Konzentration des Königsgutes,

die 741/42 anlässlich der Dotation des Bistums Würzburg zum ersten Mal, bei weiteren Schenkungen der Könige immer wieder hervortritt. Der Bistumsmittelpunkt Würzburg und seit etwa 790 die Pfalz und der Fiskus Salz gaben der königlichen Machtposition im mainfränkischen Raum den erforderlichen Rückhalt. Dennoch hat der von B. für Franken gebrauchte Begriff „Königsprovinz“ schon mehrfache Kritik und Ablehnung erfahren, weil er eine Geschlossenheit von königlichen Besitz- und Herrschaftsrechten fordert, die in diesem Maße nicht vorhanden war.

Dieser kurze Überblick konnte die Fülle der angesprochenen Probleme nur ungenügend andeuten. Viele von ihnen stehen gerade heute im Mittelpunkt des Interesses (freilich, und darauf sei nachdrücklich hingewiesen, nicht erst seit heute oder gestern). Das gilt vor allem für die Fragen, die mit der Ausweitung von Herrschaft, mit dem Verhältnis von Herrschenden und Beherrschten und mit allen Problemen der sozialen Ordnung und der wirtschaftlichen Verhältnisse zusammenhängen. Es liegt auf der Hand, daß alle diese Dinge auch für den von der ZHG betreuten Raum von großer Wichtigkeit sind, da es sich bei Nordhessen ebenfalls um ein Gebiet handelt, das von der fränkischen Ausdehnung nach Osten erfaßt wurde und für das vergleichbare Verhältnisse zumindest vermutet werden dürfen. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnen B.s Ergebnisse über Franken hinaus als Vergleichsmaterial für ähnliche Untersuchungen Bedeutung, und es stellt sich die Frage, wie zuverlässig das von ihm gezeichnete Bild ist. Dazu muß eindeutig gesagt werden, daß B. zwar zentrale Fragen der mittelalterlichen Verfassungs- und Sozialgeschichte aufgegriffen hat, daß aber die Ausführung dem Anspruch seiner Fragestellung nicht entspricht. Das gilt zunächst für zahlreiche Flüchtigkeiten und Un-

richtigkeiten, für allzu großzügige Benutzung und Auslegung der Quellen, für falsche Identifizierung von Ortsnamen usw.

Es ist allerdings hier nicht der Ort, eine Liste solcher Dinge aufzustellen; es sei nur auf wenige, Hessen betreffende Stellen hingewiesen, so darauf, daß das in D K I 213 im Zusammenhang mit dem Sachsen Amalung genannte *Uuluisangar* trotz B. (S. 17) weiterhin mit *Wolfsanger* bei Kassel zu identifizieren ist und nicht mit *Willmars* (Kr. Mellrichstadt). Zudem bietet B. eine irreführende Darstellung vom Inhalt der Urkunde. Ebenfalls entgegen B. (S. 11) ist der in D K L 142 genannte *papus Austrasiorum* nicht um Würzburg, sondern in der Gegend von Fritzlar/Büraburg zu lokalisieren (vgl. H. Wunder, Die Wigberttradition in Hersfeld und Fulda, Diss. Erlangen-Nürnberg, 1969, S. 99). Das Lorscher Reichsurbar gibt auch nicht Aufschluß über Reichsgüter an der Rannach und ihre Organisation (S. 27), sondern bei dem angezogenen Stück Nr. 3677 des Codex Laureshamensis handelt es sich um eine Güterliste des Klosters Lorsch aus dem Rangau. *Starcfriedeshausen* (S. 104) würden wir mit *Niemeyer* lieber mit *Sterbfritz* (Kr. Schlüchtern) als mit *Stepfershausen* bei Meiningen gleichsetzen. Weiter halten wir es für verfehlt, die in der Adresse des bekannten Briefes von Papst Zacharias aus dem Jahre 748 (MG. Epp. III, Nr. 83) genannten Leute als „Reichsaristokraten aus dem Rhein-Maingebiet“ anzusprechen (S. 124).

Daneben gibt es Bedenken mehr grundsätzlicher Art, die sich vor allem gegen die an manchen Stellen des Buches angewandte Methode richten. Als ein Beispiel sei die Behandlung der sog. Königsfreien angeführt. Über die Existenz dieser Gruppe, als deren Kennzeichen ihre persönliche Bindung an den

König und ihre Nutzung von Königsland gegen Zins und Dienste gelten, gehen die Ansichten auseinander. Darüber ist jedoch hier nicht zu reden. Es ist vielmehr festzustellen, daß B. regelmäßig dann, wenn *liberi* oder *ingenui* in den Quellen genannt werden, in ihnen Königsfreie sieht. Dabei geht er von der vor allem an Quellen außerhalb Frankens gewonnenen, freilich nicht unbestrittenen Annahme aus, die Zahlung eines weltlichen Zehnten, einer *steora* oder der sog. Osterstufe deute auf Königsfreiheit hin. Eine Prüfung, was *liber* oder *ingenuus* an der jeweiligen Stelle meinen könnte, wird nicht vorgenommen, was zur Folge hat, daß es für B. Freie außerhalb der grundherrlichen Oberschicht nicht zu geben scheint. Das Problem der Freiheit im Mittelalter bedarf einer neuen, unbefangenen Untersuchung, es kann also zur Sache hier nicht Stellung genommen werden. Bedenklich und gefährlich jedoch ist es, wenn in einer landesgeschichtlichen Arbeit, deren Aussagen sich auf die Untersuchung der jeweils besonderen Situation gründen müssen, diese Prüfung zugunsten einer Einordnung nach allgemeinen Kriterien unterlassen wird.

Einschränkungen sind auch gegenüber dem Abschnitt über die adelige Oberschicht zu machen. Wie scharf die sog. Reichsaristokratie von einem Stammesadel zu trennen ist, wie gut man Schenkerkreise, Familien- und Sippenverbände in Ostfranken herauszuarbeiten vermag, werden wohl erst zukünftige eindringlichere personengeschichtliche Untersuchungen erweisen müssen. Zuvor jedoch müßte die Fuldaer Überlieferung, der B. ebenso wie den Fälschungen Schannats bisweilen zuviel Vertrauen entgegenzubringen scheint, über das Jahr 802 hinaus aufbereitet werden. Namengleichheit und Namenvariationen werden als Hilfsmittel für die Feststellung von Verwandtschaftsbeziehungen nicht selten überschätzt.

So werden S. 110 f. alle Schenkungen, die von Leuten mit Namen Ernest, Ernst vorgenommen wurden, deshalb referiert, weil es einen ostfränkischen *dux Ernestus* gab und weil der Name auch bei den Babenbergern vorkam, obwohl ein genealogischer Zusammenhang nicht belegbar ist. (Aufschlußreich für B.s Einschätzung: „Die weite Entfernung zwischen Grabfeld/Saalegau und Maingau/Wetterau braucht nicht gegen eine Gleichsetzung des dort gleichzeitigen Ernst zu sprechen, um so mehr als Streubesitz ein Charakteristikum großfränkischer Reichsaristokratie ist“). Besondere Beachtung verdient die Beobachtung B.s (S. 113), daß in Ostfranken im 8. Jh. der Grundbesitz des Adels nicht in Villikationen mit selbständig wirtschaftenden Bauernstellen organisiert gewesen sei. Träfe das zu (zumindest Ausnahmen sind freilich vorhanden; vgl. Stengel, UB Fulda, Nr. 289 und 295), so würde es eine Sonderstellung Ostfrankens bedeuten; denn aus den Lorscher Quellen, beispielsweise für das Lahnggebiet, geht eine solche unterschiedliche Organisationsform für Adels- und Königsgut nicht hervor.

Fred Schwind

Ludwig Denecke: *Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm*. 1971. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung Stuttgart (Sammlung Metzler 100. Band). 8° XI u. 228 S. brosch. DM 9.80.

In der „Sammlung Metzler“ erscheinen in verschiedenen Abteilungen „Realienbücher für Germanisten“: handliche Taschenbücher, die unter bestimmenden Titeln Forschungsbereiche durchlichten, um zu unterrichten und zu neuer Arbeit anzuregen. Unter dem 6. März 1971 legt hier Ludwig Denecke den reichen Band „Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm“ vor, der im Titel ahnen läßt, daß die Welt der „Brüder Grimm“

vom weiten Werkraum Jacobs her erschlossen werden soll. Die Richtung anzeigend, heißt es in einem knappen Vorwort: „Es ist an der Zeit, das Bild der Brüder Grimm von einigen Übermalungen zu befreien, durch die es im Laufe eines Jahrhunderts und erneut in unseren Tagen verfremdet worden ist. Jacob Grimm war ein Mann des Aufbruchs. Das Leben der Brüder verlief in der Auseinandersetzung mit einem Zeitgeschehen, das dem unseren in bestürzender Weise ähnlich ist, und die Dynamik ihres Wirkens ist bis heute in keiner Weise ausgeschöpft“. Das will (wenn ich nicht irre) sagen, daß der Lesende in den darstellenden Abschnitten des Bandes das Arbeiten der Brüder nicht wie etwas Vergangenes, sondern wie etwas Offenstehendes aufzunehmen hat. Doch wie geht Denecke vor?

Der erste Teil (S. 1–39) breitet eine „Allgemeine Bibliographie“ aus, wie sie nur jemand zusammentragen kann, der, mit den Grimms vertraut, seit langem im Bibliothekswesen lebt. Die Überschriften der Abschnitte: „Handschriften bzw. Ungedrucktes“; „Briefwechsel“ (S. 5–28!); „Allgemeine Literatur, Autobiographisches, Gedenkschriften u. ä.“. Eine fast verwirrende Fülle durchgeprüfter Angaben, die dem Grimmforscher wie dem Grimmfreund willkommen sein müssen und leider aus Raumangel nur selten mit kritischen Bemerkungen begleitet werden. Man mag sich fragen, ob Denecke nicht die Einzelnachweise greifbarer „Briefwechsel“ an dieser Stelle auf wissenschaftlich Bedeutsames hätte einschränken sollen. Doch wann wird je eine „vollständige Ausgabe des Briefwechsels“ gewagt werden und wann wird sie, falls es geschieht, abgeschlossen sein?

Der zweite Teil (der Haupt- und Kernteil des Bandes) (S. 40–182) steht unter der Überschrift: „Jacob Grimm“.

In dem Wenigen, das über „Lebensgang und Persönlichkeit“ (S. 40–50) gesagt werden durfte, ist jeder Satz genau gewogen. Das Durchgehende: Vereinfachungen und Verschönungen werden abgewiesen. Grundthema: „Jacob Grimm, der Autodidakt, der Einzelgänger“. Dazu stellt sich: Er hat „seit dem Tode des Vaters, niemanden mehr über oder vor sich gehabt oder geduldet“. Und nochmals im Blick auf Grundzüge seines Lebensganges: „Positiv daran war der ungehemmte Drang nach vorwärts, nachteilig das Hängen am Selbsterworbenen und die Empfindlichkeit gegen Kritik von anderer Seite“. — Der Abschnitt „Literarische Germanistik“, der auch gemeinsame Arbeiten der Brüder heranholt, faßt zusammen, was man Jacobs Beschäftigung mit schrifttümlich-literarischen Denkmälern nennen kann (S. 50–62). Einen eigenwilligen und polemischen Anfang macht Jacobs schmales Buch „Über den altdeutschen Meistergesang“ vom Jahre 1811, das Minnesang und Meistergesang als Formen von „Kunstdichtung“ verbindet. Ob man mit Denecke sagen darf, den Brüdern sei „Dichtungsgeschichte“ eine „Folge von Spiegelungen eines allgemeinen ‚Volksgeistes‘“ gewesen? Ich habe den Eindruck, daß der Wortbegriff „Volksgeist“ kein Kennwort ihres Sprachschatzes ist. Aber beachtet will allerdings sein, daß sie bewußt nicht mit Maßstäben „literarischer Aesthetik“ an Dichtungen herangehen. Festgehalten sei die Bemerkung, daß die Wendung „Brüder Grimm“ in Buchtiteln nur siebenmal erscheint, gehäuft von 1812 bis 1816 und dann noch einmal in einem Nachzügler 1826: Diese Wendung mache nicht „bekannt“, sondern „vertraut“. Kühn, doch nicht ohne Grund spricht Denecke (S. 55) den Brüdern eine „Art von Pantheismus“ zu, die „auch im Geringsten das Große, Bleibende erkennt“, wobei man freilich mit starkem Vorzug an Jacob zu den-

ken hat¹. Der 'Reinhart Fuchs' vom Jahre 1834 führt uns zu einem Lieblingsthema Jacobs, das ihn mehr als ein halbes Jahrhundert begleitet hat. Für Denecke beweist dies Buch „besonders augenfällig“, daß Wilhelm Scherer nicht recht hatte, als er das Leben Jacobs von einer mittleren „grammatischen Periode“ her einteilte (vgl. S. 59, auch S. 42/43). Doch sollte man nicht sagen „Weltliteratur“ sei Jacobs „Hauptanliegen“ gewesen, wenn man das Wort „Weltliteratur“ in seinem Sinne verstehe. Was wäre sein Name ohne den großen Wurf der „Deutschen Grammatik“? Den Germanisten empfehle ich, zu beachten, daß Denecke das merkwürdige Kopenhagener Bruchstück 'Abor und das Meerweib', das Jacob im Jahre 1845 dem 14. Jahrhundert zuspricht, für eine „Fälschung“ erklärt (S. 61). Es wäre schön, wenn er selbst bald einen bindenden Beweis vorlegte. An Jacobs akademischer „Rede auf Schiller“ vom Jahre 1859, die Goethe und Schiller feinfühlig vergleicht, ist mir von je aufgefallen, daß sie ebenso sehr, ja manchmal fast noch mehr eine Rede auf Goethe als auf Schiller ist, darin Jacob selbst in besonderer Weise charakterisierend. Oder täusche ich mich?

Der nächste Abschnitt (der längste des Jacob-Teiles) steht unter der Überschrift „Volkskundliche Germanistik“ (mit Wilhelm)“ (S. 63–87). Gemeint ist damit, was die Grimms in jugendlichem Eifer für die Sammlung von Volksliedern und für Märchen- und Sagenforschung geleistet haben. Denecke verweilt vor allem bei der Sammlung „Kinder- und Hausmärchen“ (S. 66–84). Mit Recht hebt er hervor, daß sie „alle Typen der Volkserzählung“ enthält, da sich der engere Begriff der Form „Märchen“ erst seit der Sammlung der

Grimms herausgebildet und verfestigt hat. Nebenbei wendet er sich gegen das oft vervielfältigte Bild (aus dem Ende des 19. Jahrhunderts!) „Die Brüder Grimm bei der Frau Viehmann“: nicht nur, weil sie wohl nie bei Dorothea Viehmann in Zwehren waren, sondern auch weil die gegen 1815 noch jungen Bibliothekare als „alte Männer“ erscheinen. Denecke geht auch auf das Überraschende ein, daß sich Jacob von der Mitarbeit zurückzieht und von der zweiten Ausgabe an Wilhelm allein verantwortlich bleibt, obwohl sich die Autorenbezeichnung „Brüder Grimm“ nicht ändert. Jacobs Verzicht ist für ihn trotz dessen Aussage nicht zureichend in dem Hinweis begründet, daß sich dieser bald nach 1815 mit aller Kraft der Grammatik zugewandt habe (S. 69). Ein guter Einwand. Doch werden wir nicht vergessen, daß Jacob in dem, was er „Märchen“ nannte, stärker als sein Bruder vor allem einen „Niederschlag“ von „Mythen“ suchte. Gewiß, auch Jacob hat das Aufgezeichnete „ausgestaltet“, darin damals dem Bruder nah. Aber der Gesamtstil der „Märchen“ ist, vom Ergebnis her betrachtet, Wilhelms Sprachstil. Wilhelm hat auch mit dem ihm eigenen Empfinden die „Einleitung“ geschrieben, wobei man freilich hinzunehmen muß, daß ohne Jacobs antreibende Kraft die seit den Jahren 1806, 1807 vorbereitete erste Auflage nicht erschienen wäre. In Deneckes Darstellung ein besonderes Verdienst: Er zeigt (darin hervorragender Kenner), wie die Sammlung der Grimms auf verschiedene Weise und auf verschiedenen Wegen weitergewirkt hat. Die „Illustrationen“ erhalten darüber hinaus einen eigenen Abschnitt. Das sind schöne Zugaben, die darreichen, was man sonst nicht so leicht zusammenfindet.

¹ Den Ausdruck „Pantheismus“ braucht Wilh. Grimm in der „Einleitung“ zum 1. Bd. der „Kinder- und Hausmärchen“ vom J. 1819; er will damit eine „Belebung der ganzen Natur“ bezeichnen, die ihn von „altem Glauben“ her durch die Märchen hindurchzublicken scheint (Kleinere Schriften 1, 1881, S. 350).

„Sprachwissenschaftliche Germanistik“ (S. 87–105). Wir sind bei Jacobs vergleichender Grammatik der germanischen Sprachen angekommen, die er in Übereinstimmung mit dem schwankenden Sprachgebrauch jener Tage „Deutsche Grammatik“ nennt². Gegenüber all seinen Arbeiten, die ihr (vor dem Jahre 1819, 1822) vorausgehen, bezeichnet er sie in der Widmung an Savigny als die Arbeit, die im strengen Sinne sein „Eigen“ sei. Sicherlich hat Denecke recht, wenn er davor warnt, dies Werk aus der „Alttertumskunde“ Jacobs herauszulösen: Jacobs „grammatische Studien“ seien ein Teil seines „allseitigen Forschungsprogramms“. Und immer ist ja unterirdisch der Etymologe, ja Mythologe Grimm rege, der ganz allgemein auf Sinnerhellung sprachgebundener Lebenswelten gerichtet ist. Aber etwas Schwer-Erklärbares haftet doch dieser so sachbezogenen Leistung Jacobs an: einer Leistung, wie sie der Arbeitsamste nur einmal in einem Gelehrtenleben wagen kann. In rund zwei Jahrzehnten werden, ohne anderes zu vernachlässigen, stoffreiche Querschnittgrammatiken zu einem geschichteten Werke aufgebaut, bis hin zur Syntax des einfachen Satzes, mit der es im Jahre 1837 (nicht zufällig) unvollendet abbricht. Was später noch ins Grammatische fällt, hat anderen Charakter. In überzeugender Würdigung nennt Denecke die sehr persönliche „Geschichte der deutschen Sprache“ vom Jahre 1848 eine „Sammlung von Parerga“ zur „angewandten Grammatik“, zugleich ein „Alterswerk“. Denecke verlangt, daß man Jacobs „eigene Sprache“ in ihrer Entwicklung neu untersuche. Wem es gelänge, der würde uns Jacob aus der Tiefe seiner Natur in neuer Weise schenken.

Wir müssen weiter und obendrein nur in wenigen Worten andeuten, was

uns begegnet, wenn wir uns von Denecke führen lassen. Der Abschnitt „Rechtskundliche Germanistik“ (S. 105–112) fragt nach dem „Eigenen“ Jacobs. Im Zusammenhang mit dieser Frage werden die „Deutschen Rechtsaltertümer“ vom Jahre 1828 eine „iuristische Volkskunde“ genannt. Der besonnene Abschnitt „Religionskundliche Germanistik“ (S. 112–116) rät, die „Deutsche Mythologie“ vom Jahre 1835 „unter dem Gesichtspunkt religiöser Volkskunde zu betrachten“. Der kurze Abschnitt „Geschichtskundliche Germanistik“ (S. 116–119) sagt mit Nachdruck, Jacob habe als Geschichtsforscher „eine in allen Stücken gegenwartsbezogene Altertumskunde, nicht akademische Geschichtsforschung“ getrieben, darin mit den „damals allerorten“ aufblühenden „historischen Vereinen“ verbunden. In dem Abschnitt „Deutsches Wörterbuch“ (S. 119–129) bekundet sich, wie sehr sich Denecke dieser Wörterbucharbeit vom eigenen Lebensgang aus nahe fühlen darf. Er greift daher über die Artikel hinaus, die von den Brüdern vor ihrem Tode vollendet werden konnten. Leise taucht die Frage auf, ob das Werk, das erst im Jahre 1960 (also mehr als hundert Jahre nach dem Beginn des Druckes) in „32 Teilbänden“ vorläufig abgeschlossen wurde, nicht den Grundvorstellungen der Brüder hätte treuer bleiben sollen (S. 121). Um freilich dies zu erreichen, den „hochdeutschen“ Wortschatz etwa von Luthers Zeit an für eine „weite Öffentlichkeit“ bereitzustellen, hätte man schon nach Jacobs Tode, aus seinem Geist heraus, planend eingreifen müssen. Wer aber sollte und konnte das damals tun?

Ein umfangreicherer Abschnitt von Gewicht: „Der Germanist in der Politik“ (S. 132–149). Gegen vorschnelle Urteile stellt Denecke an den Anfang,

² Vgl. zum „Ausdruck deutsch“ die Vorrede zum 1. Bd. vom J. 1819, S. 38 = Kl. Schriften VIII, S. 55, Anm. 1.

daß Jacobs „politisches Denken und Urteilen“ aus „persönlichem Leben und Erleben“ gewachsen sei. In der Tat scheitert, wer politische Kennmarken des späteren 19. oder des 20. Jahrhunderts an Jacob heften will. In der Mitte des Abschnitts steht die viel erörterte Teilnahme der Brüder am Protest der „Göttinger Sieben“ vom Jahre 1837. Denecke betont, Jacob habe damals im Blick auf Recht und Freiheit als „Staatsbürger“ (als „Staatsbürger auf dem Katheder“) gehandelt. Wenn ich richtig sehe, sitzt der entscheidende Anlaß sehr tief in Jacobs Vorstellungswelt. Jacob handelt, obwohl er kein engeres Verhältnis zum Staatlichen als solchem hat. Denn er wird im offenen Horizont des „Deutschen Bundes“ mit der Hoffnung auf eine zukünftige deutsche Einung von dem Gedanken an eine „alte Freiheit des Volks“ bewegt, die sich ihm aus den Rechten des „freien Mannes“ aufbaut. Der in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsene Honorationensohn lebt (weltoffen und zugleich weltfremd auf die Gegenwart gerichtet) aus einer rückwärts gewandten Utopie, von der aus unsicher bleibt, wie er den Wandel aufgefaßt hätte, den die Jahre 1866, 1870/71 brachten. Denecke spricht denn auch aus, für Jacob sei der Ausgangspunkt aller politischen Wirklichkeit das „Gesamtvolk (nicht ein einzelner Stand!)“ gewesen (S. 142). Offen mag bleiben, wie sich der nach vorn drängende Jacob und der konservativere Wilhelm immer wieder zusammengefunden haben. Wie schwer ist es überhaupt, vom Heute her die politischen Denkräume von Männern durchzuführen, die im Kurhessen des späteren 18. Jahrhunderts geboren waren! — — Versagen muß ich mir, auf den Abschnitt „Freunde und Bekannte. Wissenschaftliche Beziehungen“ einzugehen (S. 149—160), so sehr er in seiner lebhaften Darstellung und seiner gerechten Vollständigkeit zum Verweilen auffordert. Gleiches gilt für den för-

dernden Abschnitt „Europäische Weite“ (S. 160—177), in dem Denecke zwi-schendurch hervorhebt, daß die „Weltausbreitung der Grimmschen Märchen weithin auf englischen Ausgaben beruht“ (S. 167) — hier wie sonst für mich fast beängstigend die unersetz-bare Fülle der Literaturausgaben. Ein anregender Abschnitt über „Wirkung und Wertung in Mit- und Nachwelt“ (S. 177—182), der auch das Verdienst unseres Landsmannes Wilhelm Schoof ausdrücklich anspricht, schließt den Jacob-Grimm-Teil ab. Man darf sich wohl fragen, ob die letzten drei Ab-schnitte in ihrem Reichtum in ein „Re-alienbuch“ gehören, das vor allem auf die philologischen Forschungen Jacobs und auch Wilhelm Grimms bezogen sein muß. Man spürt, daß in diesem „Realienbuch“ aus den Quellen und aus umfassender Literaturkenntnis so etwas wie eine Biographie der Brüder und vor allem Jacobs vorbereitet ist.

Wir sind noch nicht am Ende. Denn Wilhelm Grimms Schaffen ist zwar in vielen Abschnitten mitbehandelt worden. Ich erinnere vor allem an den Abschnitt „Literarische Germanistik“, so weit er den Jugendarbeiten der Brüder nachgeht, und den Abschnitt „Volkskundliche Germanistik“, der mit Vorzug auf die „Kinder- und Hausmärchen“ gerichtet ist. Dennoch folgt mit Recht (wenn auch fast wie Anhang) dem Teil „Jacob Grimm“ (S. 40—182) ein Teil (S. 183—202), der den Blick auf das Eigene Wilhelms versammelt. Treffend der (im Ausdruck etwas übersteigerte) Satz Deneckes: Das „wahrhaft Staunenswerte und zugleich so geheimnisvoll Fruchtbare“ an dem Brüderpaar sei „nicht ihre Identität oder Parallelität, sondern ihre absolute Polarität“ (S. 184). Denecke versucht diese „Polarität“ für den politischen Bereich genauer zu bestimmen. Wilhelm könne man einen „freiheitlichen Konservativen“ nennen, Jacob, am Bruder ge-

messen, eher einen „protestierenden Liberalen (nicht im Parteisinne) mit revolutionärer Neigung“ (S. 186). Denecke läßt in seiner Art der Aussage spüren, wie sehr Begriffe wie „konservativ“ und „liberal“ vom Heute her Mißverständnissen ausgesetzt sind. Mir ist aufgefallen, daß der gesellige und in der Form milde Wilhelm in der Tiefe hartnäckiger (unnachgiebiger) sein konnte als der ungeduldige Jacob, der sich stärker dem Wandel der Zeit hingab.

Denecke führt mit knapper Erläuterung durch Wilhelms „Schriften“: Beginnend mit den schwebenden Vorstellungen des Zweiundzwanzigjährigen vom Jahre 1808, die für das Mittelalter des 12./13. Jahrhunderts „Natur- oder Nationalpoesie“ (zu der ihm das Nibelungenlied zählt) von „Kunstpoesie“ (von der „romantischen Poesie“ des hohen Mittelalters wie etwa von Gottfrieds ‚Tristan‘) abzugrenzen suchen. Ein leichter Zweifel scheint in Deneckes Worten mitzuschwingen, wenn er feststellt, als „Hauptwerk“ gelte allgemein der Band „Deutsche Helden-sage“ vom Jahre 1829; gewiß ist er (vom Stoff her) neben der großen Abhandlung „Zur Geschichte des Reims“ vom Jahre 1852 Wilhelms dauerhafteste Leistung. Anregend skizziert Denecke, wie Wilhelm als sorgfältiger Herausgeber altdeutscher Dichtung tätig gewesen ist. Ob man aber sagen darf, es gehöre zu den „liebenswerten autodidaktischen Vorstellungen“ Wilhelms, daß er den Spruchdichter Freidank einem Lyriker wie Walther von der Vogelweide gleichsetzen konnte? Hier zeigte sich doch wohl Wilhelms zeitbedingte Schwäche, individuelle Unterschiede nicht mit kritischer Schärfe wahrzunehmen. Gut daher Deneckes Bemerkung, Wilhelm habe beim Herausgeben alter Texte das in Handschriften Überlieferte so behandelt, wie er ihm zugetragene Märchen aufgenommen habe. Daß dann doch der „Freidank“ (wenigstens in der

1. Auflage vom Jahre 1834) eine bedingt kritische Ausgabe wurde, spricht nicht dagegen. Im letzten war Wilhelm in seiner besinnlichen Gelehrsamkeit eine künstlerische Natur. Bei all seinen Verdiensten könnte ich ihn (ohne mich mit meinem Urteil vordrängen zu wollen) nicht mit Denecke einen „Philologen von hohen Graden“ nennen. Doch gerecht ist, daß ihn Denecke als eine Persönlichkeit eigener Prägung aus dem Schatten des Bruders hervortreten läßt.

Ein kurzes Schlußwort. Ein letzter Teil bringt, auf den „Lebensgang der Brüder“ bezogen, eine nützliche „Zeittafel“ (S. 203–213), die zu Grimm-Jahren „Zeitereignisse“ (!), „Lebenslauf“, „Reisen“, „Arbeiten“ und zusätzlich „gleichzeitige Forschung“ anderer zusammenstellt. Daß ein „Register“ nicht fehlt, ist fast selbstverständlich. Muß ich noch ausdrücklich sagen, wie hilfreich dieser handliche Band gerade für alle Hessen ist, die von irgendeiner Seite in das Leben und Schaffen der Brüder eindringen wollen? Nicht unterdrücken darf ich den Wunsch, daß Denecke, der in der Welt der Grimms zuhause ist, viel dem, was er noch zu sagen hat, in nicht zu ferner Zeit in den Druck bringen kann. Gerechte Anerkennung möge ihm das Arbeiten erleichtern.

Friedrich Neumann

Richard O'Connor: Die Deutsch-Amerikaner. So wurden es 33 Millionen. 1970. Hoffmann & Campe Verlag. Hamburg. 504 S. 16 Tafeln. Ln. DM 28,—

In 19 Kapiteln — 2 haben Henry Marx zum Autor — untersucht Vf. das Phänomen der Deutsch-Amerikaner. Er rechnet dieser Bevölkerungsgruppe in den USA bedenkenlos alles zu, was zwischen Friedrich von Steuben und Grace Kelly, Fürstin von Monaco, irgendwie deutsches Blut in den Adern hat. Er durchstreift kühn und unbekümmert die

amerikanische Geschichte von der Einwanderung der ersten deutschen Gruppe im 17. Jh. bis zur Übersiedlung Werner von Brauns nach dem Ende des 2. Weltkrieges. Ziel der Darstellung ist es, „den sozialen und historischen Einfluß der Deutschamerikaner auf die Vereinigten Staaten ans Licht zu bringen — nicht in einer gelehrten Untersuchung, die der Autor gerne den akademischen Historikern und Sozialwissenschaftlern überläßt, sondern in einer informellen Beschäftigung mit diesem Thema“ (S. 11). Diese 'informelle Beschäftigung' ist denn auch auf jeder Seite der Leitgedanke des Journalisten O'Connor. Das tritt auf S. 10 z. B. zu Tage, wo die Zahl der Deutschamerikaner auf „ein Sechstel der Nation“ (= 33 Millionen) geschätzt wird, die größte Minderheit in den USA, die am wenigsten Aufsehen erregt und mit dem „großen weißen Waal“ („Moby Dick“) verglichen wird. Die Kapitelüberschriften versprechen eine spannende Lektüre, so u. a. „Blauröcke, Bauröcke, Wenderöcke“, „Carl Schurz, der gute, gute Deutsche“, „Engelsstimmen in der Wildnis“, „Die 'jüdischen Großherzöge' und andere“, „Leistung, Leistung über alles“ „Gemütlichkeit, Gemütlichkeit“, „Musikalische Pioniere“. Man hätte nichts gegen solche Fanfarenstöße, wenn nicht auf der ersten Seite pauschal „die Deutschen“ als „Eine Nation von Wanderern“ im Völkergetriebe eingestuft würden. Unbekümmert heißt es da: „Nicht der dräuende preußische Adler, sondern die Wandervogelbewegung ist typisch für die Deutschen. Sie sind vom Wandertrieb beherrscht.“ Dann folgen die ersten 'teutonischen Wanderer', die Teutonen. An Behauptungen wie dieser: „Viele Westgoten blieben in Gallien und besiedelten das heutige Nordfrankreich“ (!!) darf man nichts finden, ebensowenig an der These: „Der blonde, blauäugige Prototyp des gotischen Kriegers... findet sich heute in ganz Norditalien, in Teilen Spaniens und Nordafrikas ebenso wie

im halbteutonischen England. Alle Nationen westlich der Weichsel haben ihren beträchtlichen deutschen Blutsanteil, wenn auch die Ereignisse der letzten hundert Jahre dazu geführt haben, daß sie sich zu diesem Erbgut nur noch widerwillig bekennen.“ Wie gesagt — 'informelle Beschäftigung'!

Das Geschichtsbild des Absolutismus wird natürlich völlig neu entworfen. „Heruntergekommen wie das Vieh“ lebten die Deutschen im Anfang des 18. Jh., und „über all diesem Elend thronen die Duodez-Fürsten,... Deren Regierungskunst bestand vor allen Dingen darin, unbarmherzig Steuern zu erheben und sie sogleich bei Jagdgesellschaften, bei Freß- und Saufgelagen wieder auszugeben“ (S. 27). In diesem Stil einer 'informellen Beschäftigung' durchstreift der Autor die amerikanische und zugleich einen Bereich der deutschen Geschichte, wobei er den Leser mit Schauergeschichten aller Grade weidlich füttert.

Soweit es die amerikanischen Verhältnisse angeht, mag das auf sich beruhen, was dargestellt wird. Über die Fußtritte, die auf jeder Seite des Buches 'den Deutschen' verabfolgt werden, kann man nur den Kopf schütteln — so töricht und wahllos springt die Schilderung von einem Dessin zum andern. Von besonderem Interesse ist für die hessische Geschichte natürlich der Abschnitt, der von den hessischen Soldaten im Unabhängigkeitskrieg handelt. Niemand darf es verwundern, daß „die Hessen wohl mit zu den unglücklichsten und demoralisiertesten Soldaten... die jemals zum Wehrdienst gezwungen worden sind“, gehört haben. Die Subsidienverträge werden zum verwerflichen Soldatenverkauf. Die 'deutschen Truppen' (wer? Hessen? Braunschweiger, Ansbacher, Waldecker?) waren „hervorragend ausgebildete Hühnerdiebe“. — In der Phantasie des Autors sind „die Hessen ein höchst unzuverlässiges Völkchen in der britischen Ex-

peditionsarmee. Beim Essenfassen die ersten, in der Schlacht die letzten — das schien ihr Motto zu sein“ usw. usw.

Selbstverständlich waren die hessischen Soldaten für den Verfasser zum Militärdienst zwangsweise gezogene, die durch „Preß-Patrouillen“ in den Straßen aufgelesen wurden. „Wenn die Eltern eines jungen Mannes, der auf diese Art und Weise zum Militärdienst gezerzt war, protestierten, so wurde der Vater in der Regel in ein Eisenbergwerk und die Mutter ins Gefängnis gesteckt“ (S. 64 f.). Wir wären hier für einen Beleg dankbar!

Die Kostproben mögen genügen. Zum Schluß kommt der Autor zu dem Urteil über die Deutschamerikaner: „eine Minderheit von solcher Mannigfaltigkeit kann nicht nur schlecht oder nur gut sein.“ Zu dieser salomonischen Erkenntnis bedurfte es keiner umfangreichen und blütenreichen Darstellung.

Aus den Anmerkungen und dem Literaturverzeichnis ersieht man, daß nur amerikanische Literatur herangezogen wurde und keine archivalischen Quellen. Weder deutsche noch englische Akten usw. sind benutzt worden. Somit ist das Bild der Deutschamerikaner, an dem sich nun die Amerikaner erwärmen dürfen und einfältige Deutsche ebenfalls, ein Zerrbild, wie es bedenklicher kaum entworfen werden konnte. Ein müheloses Studium deutscher Literatur über Auswanderfragen und der leicht zugänglichen Akten, Tagebücher und Berichte aus dem Unabhängigkeitskrieg von 1776—1783 über die Teilnahme der hessischen Truppen (das Wesentliche ist im Staatsarchiv Marburg unter dem Titel *Americana* zusammengestellt) hätte den Autor sicher gehindert, Millionen amerikanischer Familien (die das hier angezeigte Buch im Bücherschrank haben) ein so unqualifiziertes Bild von der deutschen Auswanderung vorzugaukeln.

Obwohl es unmöglich ist, im Rahmen einer kurzen Rezension, die Irrungen der beschriebenen deutschen Verhältnisse zu korrigieren, sei einiges angemerkt: Von einem „Wehrdienst“ im Deutschland des 18. Jh. kann keine Rede sein. Die einzelnen Länder betrieben Rekrutenwerbung in Kantonen. Gewaltsame und unrechtmäßige Werbung (z. B. auf fremdem Hoheitsgebiet) stand unter schwerer Strafe. Der Soldatenberuf war ein Berufszweig neben anderen handwerkenden Berufen. Ein nationales Ethos des Wehrdienstes war noch nicht erfunden. Der Soldat ist lediglich zum Dienst verpflichtet und wird nach Ablauf seiner vereinbarten Verpflichtung mit einem sogenannten Laufpaß entlassen. Solche Entlassungen sind in Nordamerika während des Krieges von 1776—1783 fortwährend erfolgt, wie die im Staatsarchiv Marburg erhaltenen Monatsberichte der hessischen Regimenter belegen. Aus diesen Berichten ist ferner ersichtlich, daß nicht nur Hessen zu den amerikanischen Einheiten Washingtons desertiert sind, sondern daß umgekehrt Amerikaner zu den hessischen Verbänden übergelaufen sind.

Die Auswanderung hat sich seit dem 18. Jh. in durchaus geordneter Form vollzogen. Gewiß gab es einzelne Staaten, die mißliebige Personen abgeschoben haben, aber andererseits verlangt z. B. Bayern von jedem Auswanderer den Nachweis der bezahlten Überfahrt, ehe die Entlassung aus dem Untertanenverband erfolgt. Untersuchte man z. B. gründlich die Vermögenswerte, die von den Auswanderern mitgenommen oder bei späteren Erbschaften vom Heimatlande aus an sie überwiesen worden sind, dann dürfte sich zeigen, daß die deutschen Auswanderer — von den wenigen 'schwarzen Schafen' und Abenteurern abgesehen — für die Vereinigten Staaten des ganzen 19. Jh. eine fühlbare Entwicklungshilfe gewesen sind.

Es ist schwer, Richard O'Connor für sein Buch ein Lob zu spenden, soweit

die deutschen Verhältnisse zur Diskussion stehen. Seine Ausführungen sind hier streckenweise absolut unglaubwürdig. Es bleibt nur zu hoffen, daß spätestens zur 200-Jahrfeier des War of Independence im Jahre 1976 das schiefe Bild, das der Vf. hier entwirft, gründlich mit den Mitteln einer exakten historischen Forschung korrigiert wird.

Kurt Günther

Rolf Hachmann, Georg Kossack, Hans Kuhn: Völker zwischen Germanen und Kelten. Schriftquellen, Bodenfunde und Namensgut zur Geschichte des nördlichen Westdeutschlands um Christi Geburt. Neumünster, Karl Wachholtz Verlag 1962. 144 Seiten, 3 Abbildungen im Text, 11 Tafeln, 16 Karten. DM 16.80.

Wer ein modernes Lexikon oder einen Geschichtsatlas aufschlägt, wird darin bisher kaum etwas von dem finden, das der vorliegende Buchtitel ankündigt¹. Er wird aus Kartenbild und Darstellung entnehmen, daß das mitteleuropäische Tiefland am Beginn des ersten Jahrtausends v. Chr. in seinem östlichen Teil ungefähr von der unteren Weser bis in die Weichselgegend von germanischen Völkern bewohnt war, während der westliche Teil mit dem anschließenden Mittelgebirgsland im allgemeinen den Kelten zugeteilt wird. Er wird weiterhin finden, daß in der Hallstatt- oder Latènezeit die große Westausdehnung der Germanen begann, die sie im 5. oder 4. Jahrhundert an den Niederrhein und zum Teil schon darüber hinaus führte, die vorher dort ansässigen oder inzwischen vom Süden her vorgedrungenen Keltenstämme über den Rhein zurückdrängte und westlich des Stromes eine teilweise Verschmelzung der eingewanderten Germanen mit den

einheimischen oder dorthin zurückgewichenen Kelten eintreten ließ. Er wird schließlich feststellen, daß die römische Eroberung Galliens diesen Vorgang stoppte und den Rhein für längere Zeit zur Grenze zwischen der Germania libera und den gallischen Provinzen mit ihrer überwiegend keltoromanischen Bevölkerung werden ließ. Chronologie und Abgrenzung schwanken zwar im einzelnen, aber das bisher verbreitete Gesamtbild steht ziemlich fest: zwei große Volks- und Machtblöcke haben das Gesicht Mitteleuropas in ihrer Auseinandersetzung geprägt, zunächst die Kelten in einer großangelegten politischen und kulturellen Expansion, dann die Germanen im erfolgreichen Gegenstoß, der von ihren keltischen oder präkeltischen Vorgängern nur verhältnismäßig geringe Spuren übrigließ.

Ein Bild, das im wesentlichen auf den germanistischen Forschungen des 19. Jahrhunderts und der siedlungsarchäologischen Arbeit des früheren Germanisten Gustaf Kossinna und seiner Schule beruht; die methodische Voraussetzung eines grundsätzlichen Übereinstimmens von Kulturprovinz und Bevölkerungsgruppe ist hier im großen Maßstab und in einer mehr als tausend Jahre langen Kontinuität ausgeführt worden. Es läßt freilich nicht erkennen, wie problematisch die allgemeinen Voraussetzungen und wie unsicher manche Einzelergebnisse inzwischen geworden sind, wie die Diskrepanz zwischen den antiken Schriftquellen, den einheimischen Sprachresten und der prähistorischen Fundüberlieferung an den verschiedensten Stellen immer deutlicher hervortritt und wie sich sogar innerhalb dieser Quellenarten selbst eine Reihe von Unstimmigkeiten bemerkbar machen, die geraume Zeit wohl nur deshalb nicht so störend gewirkt haben, weil sie über einen verhältnismäßig

¹ Wilhelm Niemeyer hatte eine Besprechung beabsichtigt, aber nicht mehr ausführen können (vgl. seine kurze Bemerkung →: Der Pagus des frühen Mittelalters in Hessen, 1968, S. 213 f.).

weiten Bereich verstreut sind und zunächst nur an den betroffenen Stellen besonders unangenehm auffallen. Ist die Kongruenz von Abstammung und Sprache, materieller Kultur und politischer Zusammengehörigkeit in dieser frühen Zeit wirklich so viel umfassender und dauerhafter gewesen als in der späteren Völkerwanderung? Berichten die antiken Schriftsteller nicht selber dauernd von Bevölkerungsverschiebungen und Herrschaftsveränderungen verschiedenster Art, und zwar im Großen ebenso wie im Kleinen? Sind „die“ Germanen des Tacitus wirklich eine so feste Größe, sind seine Ansichten von ihrer Ureinwohnerschaft nicht gerade durch die Ausdehnungstheorie der Kossinna-Schule korrigiert worden, berichtet er nicht selbst, daß der Germanenname erst jung und von einem Einzelstamm auf „alle“ übertragen worden sei, und zwar aus der Furcht vor dem „Sieger“? Ist es nicht auffallend, daß dieser an den äußersten Westrand, noch jenseits des Rheins verlegt wird? Und wie steht es mit der merkwürdigen Sucht mancher rheinischer Grenzstämme, sich als Germanen auszugeben, obwohl sie nach Ansicht der römischen Gewährsmänner wohl doch „bloß“ Gallier sind? Ähnliche Überlegungen sind mehr oder weniger deutlich von den verschiedensten Seiten aufgekommen, und zunehmend häufiger in der Generation nach Kossinna, dessen mächtiger Schatten weit über seine eigene prähistorische Wirksamkeit hinausragte und auch die außerdeutsche Forschung an dieser Stelle ihm größtenteils folgen ließ.

Wenn solche Fragen trotzdem geraume Zeit nur vereinzelt und gelegentlich hervortraten, mag das unter anderem auch daran gelegen haben, daß sie überwiegend für den germanischen Bereich und nicht mit gleichem Nachdruck auch für die andere Seite, für die Kelten

erhoben wurden. Denn ihre Bedeutung war beinahe über allen Zweifel erhaben, sowohl von der archäologischen Seite wie durch die erhaltenen Sprachdenkmäler, die vor allem der Namenforschung frühzeitig ein eifrig beachtetes Feld geliefert hatten und ihren Rang auch behielten, nachdem die zeitweilige Übertreibung auf ein erträgliches Maß eingeschränkt war. Die Zurückhaltung, die man gerade auch im westdeutschen Forschungsgebiet sich gegenüber den Fragen der Keltologie angewöhnt hatte, wirkte infolgedessen auch auf die Verfolgung des Germanenproblems weiter: beides war in diesem Bereich zu eng miteinander verflochten, als daß sich der eine Fragenkomplex ohne den anderen lösen ließ. So blieb es zunächst bei einzelnen Vorstößen — am meisten noch dort, wo die Landschaftsforschung unmittelbar mit diesen Fragen auf ihrem eigenen, realen Grund zusammentraf und ihnen nicht mehr auf ein allgemeines Gesamtbild ausweichen konnte. Am weitesten ist daher gerade ein Forscher vorgedrungen, der sich in einem ausgesprochenen Grenzgebiet mit dieser Diskrepanz zwischen seiner eigenen archäologischen Erkenntnis und dem herkömmlichen, nicht mehr dazu passenden Bild auseinandersetzen mußte: Otto Uenze hat für den althessischen Raum zum ersten Male deutlich herausgestellt, daß seine Bevölkerung in dieser Zeit weder zu den Kelten noch zu den Germanen gerechnet werden kann². Er hat es mit der nüchternen, kritisch geschulten Vorsicht des Prähistorikers bester Schule getan, in strenger methodischer Beschränkung auf die Bodenfunde und ohne nach anderen Forschungszweigen hinüberzuschielen, mit denen sich die Lücken vielleicht ausfüllen lassen könnten. Er hat es für ein relativ kleines Gebiet unternommen, selbst noch innerlich bedrückt von dem

² Otto Uenze: Vorgeschichte der Hessischen Senke in Karten (mit Text). Eine historisch-geographische Betrachtung nach den Bodenfunden (Marburg, 1953). Darin wiederholt behandelt.

wissenschaftlichen Gewicht dieser Entscheidung, die er ohne fremde Hilfe treffen mußte, abweichend von der herrschenden Ansicht und ohne Gewißheit über die Auswirkungen: wozu sollte denn das Stückchen Land von der Diemel bis höchstens zur Oberlahn eigentlich gehören, wenn es in keinen dieser beiden Volksblöcke hineinpaßte?

Fast genau an dieser Stelle setzt unabhängig davon das vorliegende Buch ein. Auch die in ihm zusammengefaßten Ergebnisse sind und sollen nicht abschließen, aber ein Stück weiterführen. Und nicht nur die Ergebnisse, sondern auch der eingeschlagene Weg ist bemerkenswert und über das anstehende Spezialthema hinaus anregend und lehrreich für die weitere geschichtliche Landesforschung. Zwei Prähistoriker und ein Philologe haben sich zusammengesetzt, um den vorstehend skizzierten Fragenkreis gemeinsam zu durchdenken. Es ist kein eigentliches Teamwork, das nach einem festen Plan vorgeht und der vielleicht unausgesprochenen Herstellung einer Koordination dienen soll (S. 5 f.). Jeder von ihnen ist bestrebt, sich so streng wie möglich auf sein eigenes Fachgebiet zu beschränken und mit seinen spezifischen Quellen, seinen Fragen und seinen Methoden an die gemeinsame Sache heranzukommen. Bestrebt auch, soweit wie möglich der Versuchung zu entgehen, daß die eigenen Engpässe und Schwierigkeiten durch Anleihen bei den anderen überbrückt werden, daß sachfremde Hypothesenhäufungen und unbewußte Zirkelschlüsse entstehen, wie sie bei dem vorliegenden Thema so nahe liegen und in der früheren Forschung auch des öfteren zu entdecken sind. Die vorgelegten Ergebnisse sollen also gar nicht unbedingt zueinanderpassen, „auf das beste“, wie es manchmal mit verdächtigem Optimismus zu heißen pflegt: die Unstimmigkeiten und Widersprüche müssen für die künftige Weiterarbeit genau so wichtig sein wie die Übereinstimmun-

gen. R o l f H a c h m a n n behandelt das Verhältnis von Germanen und Kelten am Rhein, wobei er neben dem archäologischen Befund auch die Untersuchung der antiken Schriftquellen übernommen hat (S. 9–68). G e o r g K o s s a c k beschränkt sich im wesentlichen auf die Bodenfunde zur frühgermanischen Besiedlung zwischen Main und Nordsee (S. 69–104). H a n s K u h n hat die Untersuchung der Namenzeugnisse als der wichtigsten aus dieser Frühzeit erhaltenen sprachgeschichtlichen Quellengruppe beigesteuert (S. 105–128). In einem gemeinsamen Schlußwort (S. 129–135) legen sich die drei Verfasser noch einmal Rechenschaft über ihr methodisches Vorgehen ab und stellen eine Anzahl der wichtigsten Punkte zusammen, in denen sie zu einem gleichen oder ähnlichen oder abweichenden Ergebnis gekommen sind.

Das wichtigste konkrete Ergebnis steht in der Buchüberschrift. Zwischen den Völkerschaften, die beim Auftreten der Römer mit einiger Wahrscheinlichkeit als Bestandteil einer germanischen oder einer keltischen Kultur- und Sprachgruppe angesehen werden können, bleibt ein breites Gebiet beiderseits des Niederrheins übrig, dessen Bevölkerung allenfalls gelegentlichen Einflüssen von der einen oder anderen Seite unterworfen, aber nach Herkunft und Charakter zu keiner von beiden Gruppen gerechnet werden kann. Dies läßt sich bereits aus den zeitgenössischen Schriftquellen erschließen, deren Angaben den wirklichen Zustand weitgehend, aber nicht vollständig genug verschleiern; die offizielle Lesart ist bereits von Caesar festgelegt worden, der den Rhein aus politischen Gründen zur Grenze zwischen Galliern und Germanen werden ließ, obwohl er selbst gelegentlich von westrheinischen „Germanen“ spricht und ein Drittel des ganzen Galliens, nämlich das Gebiet der Belgen, eindeutig von den Völkerschaften abgesetzt hat, „die in ihrer eigenen Sprache Kel-

ten, in der unserigen Gallier genannt werden“ (Bell. Gall. I 1). Es läßt sich weiterhin aus dem archäologischen Befund vermuten, der für das Gebiet vom Niederrhein bis über die Mittelweser hinaus eine verhältnismäßig breite Zone mit selbständigem Fundmaterial feststellen läßt. Sie ist besonders deutlich von der nordöstlich anschließenden Jastorfkultur und ihrer weiteren Entwicklung zu unterscheiden; das Niederungstal der Aller und dessen Fortsetzung im unteren Wesertal bildet hier eine deutlich abgehobene Kulturgrenze.

Weniger markant ist die Abgrenzung nach Süden; zwischen Lippe und Main erscheint eine mehrfach abgestufte Übergangszone zur keltischen Latènekultur, die zum Teil mit wechselnder Stärke in das einheimische Material eingelagert ist. Dieser Schwebezustand bleibt bis mindestens in das 1. Jahrhundert v. Chr. erhalten; nach der deutlicher faßbaren Ausbildung einer rheinwesergermanischen und einer nordseegermanischen Fundprovinz verstärkt sich die Abgrenzung nach Süden und hebt die Grenze zwischen dem römischen Imperium gegen das ostrheinische Germanien, die *Germania Magna*, heraus. Da das Gebiet westlich des Niederrheins im archäologischen Bereich bisher nur spärlich und verhältnismäßig neutral vertreten ist, entzieht es sich vorerst noch einer vergleichenden Beurteilung. Deutlicher zeigt sich schließlich eine engere Kulturverwandtschaft im sprachgeschichtlichen, d. h. für diese Zeit im Namenbestand. Die Ortsnamen der ältesten Schicht und die spärlicher erhaltenen Personen- und Völkernamen sind nach den Ergebnissen Kuhns weder dem keltischen noch dem germanischen Bereich einzuordnen, sondern weisen in Laut- und Formenbildung

eine Reihe von auffallenden, in der näheren Umgebung nicht wiederkehrenden Übereinstimmungen auf, die auch die spätere Germanisierung überdauert haben und somit nicht von der ersten Lautverschiebung erfaßt worden sind (z. B. Gewässernamen mit Bildungen wie *alt-*, *-apa*, *-nt*, Namen mit anlautendem *p-* wie *Pfieffe* bei Spangenberg und mit *-st*-Suffix wie *Ehrsten* bei Hofgeismar). Diese trotz unvermeidlicher Verluste noch leidlich zu erkennende Namensgruppe reicht im Osten ziemlich genau bis an die Fundgrenze der Aller-Weser-Niederung und im Süden mit relativ geringen Überschneidungen bis an das eindeutig keltische Fundmaterial, während sie nach Westen weit über den Rhein hinaus bis in das Gebiet der Aisne und Somme, also bis gegen Reims und Amiens hinübergreift.

Auch die einheimischen Völker- und Stammesnamen in diesem Gebiet sind von den später dazugekommenen germanischen großenteils noch genau zu unterscheiden; zu ihnen gehören nach dieser sprachgeschichtlichen Analyse auch so urgermanisch erscheinende Namen wie die *Cherusker* oder *Chatten*, die sich deutlich von den einwandfrei germanischen wie den *Angriwariern* oder *Markomannen* unterscheiden. Eine Gesamtbezeichnung für diese Völker zwischen Kelten und Germanen ist nicht nachzuweisen und auch nur schwer zu rekonstruieren. Die größte noch hinreichend überlieferte Gruppe, die *Belgen*, ist fast nur westrheinisch vertreten und eine weitere Ausdehnung in früherer Zeit nicht gesichert.

Über eine eventuelle Zuteilung an andere indogermanische Sprachgruppen ist noch weniger zu ermitteln³. Als Provisorium haben die Verfasser daher die

³ K u h n hat in früheren Abhandlungen, die seinen Ausführungen weitgehend zugrundegelegt sind, auch diese fast nur sprachwissenschaftlich nachzuprüfenden Möglichkeiten des näheren erwogen. Vielleicht hat er sie im vorliegenden Buch angesichts ihres sehr hypothetischen Charakters nur gestreift und z. T. ganz übergangen. Erwogen sind u. a. die *Illyrer* und *Veneter* sowie beiläufig die *Umbrier*, z. T. im Anschluß an die frühere Forschung.

neutrale zusammenfassende Bezeichnung „Nordwestblock“ gewählt. Besonders vorteilhaft erscheint sie zwar auch nicht, weil sie zu einseitig vom mitteleuropäischen Bereich her gesehen ist und den vielleicht bis nach Nordfrankreich hinüberreichenden Anteil nicht genügend berücksichtigt, doch gibt es auch von der Benennung abgesehen noch genügend Probleme, die weiter durchdacht werden sollten. Die Auflösung dieser vermuteten Völkergruppe wäre im Ostteil am nächstliegenden mit der Ausdehnung der Nachbarn aus dem Elb- und Ostsee-Raum zusammenzubringen, die auch in dem vorliegenden Buch nach wie vor unter der Bezeichnung „Germanen“ zusammengefaßt werden; nach dem vorliegenden Namenbestand ist zu vermuten, daß dieser Vorgang in zwei Richtungen, von der Unterweser längs der Nordseeküste und durch Thüringen-Hessen zum Mittelrhein, erfolgte, so daß der zwischen ihnen bleibende Restteil von der Mittelweser bis zur Untermaas zunächst von beiden Seiten umklammert wurde. Die vollständige Einbeziehung in den germanischen Sprachbereich muß demnach durch das Vordringen der römischen Macht verhindert worden sein, die sich nach dem Abbruch weiterreichender Expansionspläne auf die Rheingrenze und den späteren Limes beschränkte. Wie die frühere räumliche Abgrenzung dieser eingesessenen Bevölkerungsgruppen und ihres vermutlichen Kulturgebiets ist auch der Zeitansatz für die Einbeziehung in den germanischen bzw. den römischen Bereich bei der ungleichmäßigen Verteilung des untersuchten Quellenmaterials schwankend, aber er wird auf jeden Fall in eine engere Verbindung mit dem auffallend schroffen Kulturabbruch im Beginn der römischen Kaiserzeit gesetzt, wobei sich die Wende in den einzelnen Landschaften verschieden vollzogen haben könnte.

H a c h m a n n sieht einen Hauptansatz im Vordringen der Sweben, also

bereits in oder schon vor der Zeit Caesars, während K o s s a c k auf Grund des Fundstandes mehr an die großen Römerkämpfe in der letzten augusteischen Zeit denkt, die mit einer starken Dezimierung der einheimischen Völkerschaften verbunden gewesen sei und der Niederlassung neuer, vom Osten und Norden kommender germanischer Einwanderer Platz gemacht habe; K u h n rechnet angesichts der zu beobachtenden sprachlichen Veränderungen mit einem längeren und ungleichmäßigen Verlauf der Germanisierung. In den Kämpfen der spätaugusteischen Zeit dürften germanische Heere bereits eine erhebliche Rolle gespielt haben, wenn auch die Verschmelzung der einwandernden mit der übriggebliebenen Bevölkerung sich erst allmählich und unter weitgehender Erhaltung der Substanz vollzogen haben könnte. Sowohl nach den Fund- wie nach den Namenszeugnissen nehmen die Verfasser an, „daß es . . . zu keiner nennenswerten Ansiedlung germanischer Bauern gekommen ist, abgesehen wohl von einigen lockenden und wichtigen Strichen. Es ist dann, aufs neue gesehen, vielmehr ein Wechsel der Kultur und der Sprache — samt der Herrschaft — als der Bevölkerung gewesen, eine Form, mit der für die Frühzeit im allgemeinen wohl zu wenig gerechnet wird“ (S. 132).

Die Lektüre dieses gedankenreichen und vielfach anregenden Buches zeigt, daß es als ein Vorstoß in Neuland und als ein Versuch gedacht ist, der keine abschließenden Ergebnisse zutage fördern sollte und daher auch keine abschließende Beurteilung erwartet. Die Absicht der Verfasser ist nicht auf das Vorwort beschränkt geblieben, sondern fordert ständig zum kritischen Mitdenken auf, und wie man meinen möchte, auch dort, wo das Bewußtsein des eigenen Wagemuts zu temperamentvollen und dadurch leicht forcierten Feststellungen geführt hat. Man sollte auch solche Formulierungen, wie sie dem sachlich besonders weit ausgreifenden

H a c h m a n n unterlaufen sind, nicht allzu schwer wägen, selbst wenn es der Wirkung des Buches vielleicht zugute gekommen wäre, noch etwas mehr understatement zu treiben. Es wäre zu bedauern, wenn dieser Umstand mehr als nötig auf die vertretene Sache drücken würde. Denn die Hauptthese macht doch einen recht überzeugenden Eindruck, auch wenn sie angesichts ihrer weitreichenden Bedeutung noch von den verschiedensten Seiten genauer unter die Lupe genommen werden sollte, wenn Abgrenzung, Chronologie und Zuweisungen an vielen Stellen noch offen bleiben müssen, wenn Lücken und Widersprüche im einzelnen zutage liegen und weiter aufgedeckt werden mögen. Angesichts der immer wieder und nicht nur verbal geübten Vorsicht und dem Bemühen um möglichst weitgehende Abgrenzung der Arbeits- und Betrachtungsweise wiegt es doch wohl auch einiges, daß dieses Vorhaben nicht einfach aus der Luft gegriffen wurde, sondern schon einige Fragen und Überlegungen der älteren Forschung zugrundelegen konnte. Es ist mindestens bemerkenswert, daß R e i n h a r d W e n s k u s zur gleichen Zeit und aus anderer Sicht, gewissermaßen im Alleingang zu einem auffallend verwandten, wenn auch naturgemäß im einzelnen modifizierten Ergebnis gekommen ist und den Rhein-Weser-Raum unter anderen Gesichtspunkten und z. T. mit anderen Methoden aus dem keltisch-germanischen Entweder-Oder herausgelöst hat; zum Teil ist er noch etwas weiter gegangen, indem er hier im Anschluß an Tacitus die Entstehung des Germanennamens für eine zunächst noch begrenzte und sich dann erst erweiternde Völ-

kerschaftsgruppe sieht, die von den „echten“ Germanen zu unterscheiden und als „Protogermanen“ auch nach ihrer Aufteilung in eine römische und eine germanische, durch den Rhein getrennte Hälfte noch eine Weile greifbar sind.

Einzelne, jetzt wieder aufgenommene Fragen sind schon früher von der sprachgeschichtlichen Forschung, namentlich von Julius Pokorny, von Jan de Vries, von Siegfried Guttenbrunner und Adolf Bach diskutiert worden. Im Anschluß daran rechnete Hermann Aubin bereits 1952 für das Land zwischen Niederrhein und Weser mit einer „geschichtslosen Bevölkerung von Vorindogermanen, die hier in den einrückenden Germanen aufgegangen sein muß“⁵. Aus älteren Zeiten sollte bei dieser Gelegenheit vielleicht auch der zumeist wenig beachtete Germanist Otto Bremer genannt werden, der Kossinnas Germanentheorie entschieden abgelehnt und die Belgen als eine von ihm sprachlich zwar noch zu den Kelten gerechnete Sondergruppe bis mindestens zur Weser und zunächst sogar bis in das Allergebiet herübergezogen hatte⁶. Beobachtungen, die bei dem damaligen Forschungsstand Beachtung verdienen; auch das Vordringen der Germanen an den Niederrhein hat er nicht viel früher angesetzt als es in dem vorliegenden Buch geschieht, und er ist nur durch seine von Müllenhoff abweichende, übrigens auch schwankende Erklärung der einschlägigen Gewässernamen, besonders der -apa-Gruppe daran gehindert worden, eine größere Bevölkerungskontinuität in weiteren Teilen des

4 Reinhard W e n s k u s : Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes (Köln-Graz 1961). Darin u. a. S. 178 ff., 211 ff., 285 ff. Vgl. meine Besprechung → ZHG 80 (1969), 357 ff.

5 Vgl. etwa das zusammenfassende Referat bei Adolf B a c h : Deutsche Namenkunde II 2 (Heidelberg 1954), 271 f. (für das Rhein-Weser-Gebiet, zustimmend) und S. 285 ff. (für das Gebiet westlich des Niederrheins, zurückhaltend in der Keltenfrage); Hermann A u b i n in: Rheinische Vierteljahresblätter 17, 1952, 322.

6 Otto B r e m e r : Ethnographie der germanischen Stämme (Grundriß der germanischen Philologie, hg. Hermann Paul, III Straßburg 1902), 770, 772 ff.).

Nordwestens, besonders in Westfalen und Hessen anzunehmen. Es sollte eigentlich kaum hinzugefügt werden müssen, daß alle solche Berührungen keine exakte Beweiskraft beanspruchen dürfen, aber sie unterstreichen doch auf jeden Fall die Feststellung der drei Verfasser, daß man sich nicht mehr mit den gängigen Vorstellungen begnügen kann.

Daß der althessische Raum in diesen Ausführungen als exponiertes Grenzgebiet nach verschiedenen Seiten hin eine recht erhebliche Rolle spielen muß, ist schon aus der Hauptthese des Buches zu entnehmen. Aus dem archäologischen Befund hat Kossack vor allem das Bild einer autochthonen Bevölkerungsgruppe herausgearbeitet, die zwar noch unter dem Einfluß der südlich angrenzenden, hochentwickelten Latènekultur steht, aber sich gegenüber dem Main-Wetterau-Gebiet relativ deutlich in mehrere Einzellandschaften um die Mittellahn und das untere Eder-Fulda-Tal, mit Verbindungen zum Lippe- und Leine-Gebiet gliedern läßt und ziemlich lückenlos aus der Urnenfelderzeit weiterentwickelt haben muß, bis sie durch den Kulturumbruch im Beginn der Römerzeit stärker davon abgesetzt wurde (S. 94 ff.). Dies Ergebnis entspricht im wesentlichen der vorausgehenden Forschung, insbesondere auch dem von Uenze entworfenen Bild; daß die Möglichkeit eines zeitweilig stärkeren keltischen Einflusses inzwischen durch Rolf Gensens Entdeckungen auf dem Christenberg sehr viel konkreter geworden ist und sich auch auf die Möglichkeit einer politischen Herrschaftsbildung erweitert hat⁷, scheint das Bild einer „barbarischen“ Übergangszone eher noch zu vertiefen als zu beseitigen: im Vergleich mit dem Gesamtmaterial

bleibt es doch wohl immer noch offen, ob der nordhessische Raum seitdem als keltisch anzusprechen ist. Vom sprachlichen Befund her ist die Sonderstellung eher noch ausgeprägter. „Kein Germanist weiß mit ihnen etwas anzufangen“, sagte Edward Schröder 1911 von den ältesten Namen an der oberen Lahn und im Land um Fritzlar und Kassel⁸, und bisher ist man drüber höchstens in wenigen Einzelheiten hinausgekommen. Deutlich genug dürfte aus Kuhns Darlegungen hervorgehen, daß auch die keltische Interpretation hier auf mancherlei und zum Teil recht entschiedene Grenzen stößt. Beides sollte auch für den Chattennamen selbst bedacht werden, für den bislang eigentlich noch kein Erklärungsversuch befriedigt hat. Es erscheint mindestens überlegenswert, wenn Kuhn jetzt für diesen Völkernamen eine Herkunft aus der einheimischen Bevölkerung des „Nordwestblocks“ zur Erwägung stellt wie etwa bei den Canninefaten, Cugernern oder Cheruskern, deren etymologische Ableitung bisher ebenfalls viel Kummer bereitet hat. Aus der hier schon teilweise durchgeführten Lautverschiebung $k > ch$ hat Kuhn ebenso wie bei den Cheruskern und Chamaven auf eine relativ frühe sprachliche Germanisierung im Beginn der Römerzeit geschlossen, während dieser Prozeß im Rheinland noch nicht überall durchgeführt war; die Canninefaten, die Tacitus von den Chaten ableitet, haben noch den älteren Sprachstand erhalten, während z. B. die früher und weiter vorgedrungenen Haruden die Verschiebung noch stärker durchgeführt haben (S. 122, 125). Vermutungen, die sich hören lassen und eine angemessene Diskussion erwarten dürften. Es erscheint nicht ausgeschlos-

⁷ Vgl. vorläufig: Rolf Gensens: Der Christenberg bei Münchhausen und seine Bedeutung → Hess. Jahrb. f. Landesgesch. 18, 1968, S. 14 ff.). Wegen des Vortragsthemas liegt das Hauptgewicht zwar auf den Grabungsergebnissen für die Karolingerzeit, aber es werden auch die Latènefunde berücksichtigt.

⁸ Auf einem Vortrag im Geschichtsverein in Biedenkopf; jetzt → Edward Schröder, Deutsche Namenkunde (Göttingen, 2. Aufl. 1944), S. 187 f.

sen, daß andere frühgeschichtliche Namen wie z. B. Kassel (Chassalla) und verwandte⁹ nordhessische Gewässerbezeichnungen auf ähnliche Herkunft weisen.

Wenn H a c h m a n n nun eine frühere Einwanderung der Chatten aus dem Gebiet nördlich der Lippe erwägt (S. 51 f., 58, 60), paßt dies zwar zu der schon früher, u. a. auch von B r e m e r vertretenen Ansicht. Aber es ergibt sich weder zwingend aus der Interpretation des Cassius Dio, der nur kurz vom Verlassen des ihnen von den Römern zugestandenen Siedlungsgebiets in Rheinnähe berichtet (54, 36), noch aus der taciteischen Darstellung über den Feldzug des Germanicus, der am Mittelrhein begann. K u h n scheint diese Ansicht nicht zu teilen (S. 108), und sie spricht auch kaum für die gerade von Hachmann betonte Selbsthaftigkeit der Nordwestvölker, die nur unter schwerem äußeren Druck oder direktem Zwang ihre Wohnsitze verändert hätten (bes. S. 60)¹⁰. Hachmanns daran geknüpfte Vermutung, daß die Chatten bei ihrer Einwanderung die früher dort wohnenden Mattiaker verdrängt und deren Hauptsitz *Mattium* eingenommen hätten (S. 60), erscheint daher auch nicht unbedingt notwendig; unabhängig davon wäre es der weiteren Prüfung wert, ob dies „caput gentis“ im Fritzlarer Raume nicht auch einen vorgermanischen Namen geführt haben könne, dessen spätere sprachliche Weiterbildung — sei es zu Maden oder wahrscheinlicher zu Metze — recht wohl möglich erscheint.

Nur kurz erwähnt werden kann das Bemühen um eine neue Verteilung der überlieferten Stammesgliederung, insbesondere der Mannus-Stämme, für die aber künftig doch vor allem die breit fundierte Grundlage bei Wenskus berücksichtigt werden sollte; einstweilen verstärken die neuen Untersuchungen den Eindruck, daß im Spätlatène ein ziemlich lockeres Gefüge nebeneinanderwohnender Völkerschaften zu vermuten ist, das erst mit dem Eindringen der Germanen und Römer größere Veränderungen und vielleicht auch eine gewisse Neugruppierung erfahren zu haben scheint. Kennzeichnend ist die Ungewißheit über die Zugehörigkeit der Belgen, von denen doch noch verhältnismäßig viel und früh überliefert ist und die Eduard Norden aus der Sicht philologischer Quelleninterpretation den Galliern zugewiesen hatte¹¹.

Unabhängig von dem Inhalt und den Ergebnissen wird das Buch aber auch seinen methodischen Wert behalten, weil es die immer schwieriger und verwickelter werdende Problematik der wissenschaftlichen Zusammenarbeit an einem aufschlußreichen Beispiel aus der Praxis zeigt. Das selbständige Vorgehen der Verfasser hebt es aus dem Kreise der meist üblichen Sammelwerke heraus, bei der kein Mitarbeiter Genaueres von den anderen weiß oder bei denen der Redaktor alle rechtzeitig auf Vordermann gebracht hat. Der Weg, der in diesem Falle eingeschlagen wurde, hat ein unvermeidbares Risiko, und die gleich im Anfang ausgesprochene Versicherung, „daß in den Beiträgen der

9 Früher überwiegend als vorgermanischer Gewässername, wenn auch mit unterschiedlicher Etymologie aufgefaßt (vgl. z. B. Ernst Förstmann, *Altdeutsches Namenbuch* II 1, Bonn 1913 hg. Hermann Jellinghaus, Sp. 1650 f. Neuerdings auf Grund von Karl Glöckners Untersuchung überwiegend von *castellum* abgeleitet und als fränkische Burgbezeichnung erklärt (in: *Festschrift Edmund E. Stengel*, Münster-Köln 1952, S. 495 ff.). Doch erscheint mir dies nach erneuter Überprüfung nicht haltbar; zu einem ähnlichen Ergebnis ist nach mündlicher Mitteilung jetzt auch Karl Heinemeyer gekommen (bei Vorarbeiten für eine demnächst erscheinende Darstellung über nordhessische Pfalzen).

10 Frühere swebische Besiedlung in Niederhessen und spätere chattische Einwanderung (nach 9 v. Chr.) jetzt wieder erwogen von R. Nierhaus, *Das swebische Gräberfeld von Diersheim* → *Römisch-Germanische Forschungen* 28, Berlin 1966.

11 Vgl. Eduard Norden: *Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania* (Darmstadt, 1959, 3.), S. 365 ff.

drei Beteiligten wenig harmonisiert ist“ (S. 5), erscheint wirklich nicht übertrieben; der Leser kann sich, wie manche Rezensenten, das Vergnügen machen, noch weitere Unstimmigkeiten aufzuspüren, die den Verfassern entgangen sind. Es will mir jedoch scheinen, daß darin nicht der kleinste Vorzug des Werkes liegt. Wir haben genügend Harmonisierungen, in denen jeder Leser erfahren kann, wie alles „restlos aufgeht“, und dann wünscht man sich doch mehr Bücher von der Art, wie es Hachmann, Kossack und Kuhn versucht haben. Hier wäre allenfalls noch eine weitere Arbeitsteilung überlegenswert gewesen, bei der zur Interpretation der Schriftquellen vielleicht noch ein Althistoriker oder klassischer Philologe beteiligt worden wäre. Es wäre dadurch nicht nur stofflich, sondern auch methodisch entlastet; Hachmann, der diese Arbeit in der Hauptsache übernommen hatte, kennt selbstverständlich die Quellen und die einschlägige Literatur, aber dadurch wurde er zugleich gezwungen, gewissermaßen zwei- oder sogar dreigleisig zu denken und die Fragen der Prähistorie mit denen der Philologie und der Altgeschichtsforschung zu kombinieren. Es liegt dann zu nahe, daß sich die Aufmerksamkeit weniger auf die Feststellung der Lücken als auf die Überbrückung richten wird. Aber auch für diese Fragen bleibt das Buch lehrreich und anregend. Das zeigt sich nicht zuletzt an der Aufnahme, die es in der Forschung gefunden hat. Sie umfaßt, wie es bei seinem Inhalt kaum anders zu erwarten ist, ungefähr alle Stufen: zustimmend, freundlich abwartend, skeptisch bei grundsätzlicher Bereitschaft zum Überdenken, vorwiegende Neigung zur Einzelkritik, überwiegende Ablehnung (daß manches

nicht ganz im Sachlichen bleibt, mag hier übergangen werden)¹². Da die Stellungnahmen in der Regel vom eigenen Forschungsgebiet ausgehen, auf dem sich jeder naturgemäß am sichersten fühlt, richten sich die Beurteilungen größtenteils auch danach, wie das Ergebnis und seine Erarbeitung dort ausgefallen ist (an einzelnen Stellen scheinen auch Mißverständnisse vorgekommen zu sein). Dies wird sicher nichts schaden, wenn damit die Bereitschaft verbunden bleibt, von anderen zu lernen, und wenn es nur auf eine neue Überprüfung der eigenen Position hinauskommen sollte. Insgesamt ein Buch, das nicht nur die frühgeschichtlichen Spezialfächer noch geraume Zeit beschäftigen dürfte, sondern auch der allgemeinen Landesforschung vielfache inhaltliche wie methodische Anregungen geben kann.

Claus Cramer

Bernhard Diestelkamp: Das Lehnrecht der Grafschaft Katzenelnbogen (13. Jahrhundert bis 1479). Ein Beitrag zur Geschichte des spätmittelalterlichen deutschen Lehnrechts, insbesondere zu seiner Auseinandersetzung mit oberitalienischen Rechtsvorstellungen. (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte N. F. 11), XX, 468 S., 15 Karten im Text. Scientia Verl. Aalen 1969, steif broschiert, DM 68,—.

Wohl für keine weltliche Herrschaft im Bereich des heutigen Landes Hessen ist das archivalische Quellenmaterial so gut aufgearbeitet und zugänglich wie für die Grafschaft Katzenelnbogen durch das vierbändige Regestenwerk (1953—

¹² Vgl. dazu unter anderem: Jan de Vries: *Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur* (Supplement zur Zeitschrift für Deutsches Altertum), 74 (1963) S. 69 ff.; Gerhard Mildenerberger → *Hess. Jahrb. f. Landesgesch.* 13 (1963), 314 ff. und 19 (1969), S. 475; Rafael von Uslar: *Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte* 32 (1963), S. 142 ff.; Wolfgang Meid, *Beiträge zur Namensforschung* 15 (1964), S. 104 ff.; Konrad Kraft, *Germania* 42 (1964), S. 313 ff.

57) von Karl E. Demandt, der auch eine Reihe von wichtigen Aufsätzen zur Geschichte des seit dem 11. Jahrhundert faßbaren, 1479 im Mannesstamm ausgestorbenen und in der Hauptsache von den Landgrafen von Hessen beerbten Dynastengeschlechts veröffentlicht hat. Dessen Hauptbesitz lag im Gebiet zwischen Lahn und Taunus (Niedergrafschaft) und im Raum Darmstadt (Obergrafschaft). Bernhard Diestelkamp, inzwischen Ordinarius für deutsche Rechtsgeschichte an der Universität Frankfurt a. M., hat bereits in seiner 1961 erschienenen Dissertation über „Die Städteprivilegien Herzog Ottos des Kindes, ersten Herzogs von Braunschweig-Lüneburg (1204–1252)“ Hessen berührt (vor allem wegen der Gründung von Hann. Münden). In seiner hier anzuzeigenden Freiburger juristischen Habilitationsschrift untersucht er nun die Institutionen des Lehnrechts der Grafschaft im südlichen Teil des heutigen Hessen und deren Wandlungen im Verlauf von rund drei Jahrhunderten. Hierfür wertet er fast 2100 Lehnurkunden (davon etwa zwei Drittel Ausfertigungen, der Rest in Kopiarüberlieferung) aus, begnügt sich aber nicht mit dem Text der für sein Anliegen meist zu knappen Regesten, sondern zieht stets die Vorlagen mit heran. In einem Anhang gibt er Rechenschaft über die von ihm benutzten Quellen, trägt sieben Regesten nach und bietet einige Korrekturen zu Demandt und Nachweise zu inzwischen vorgenommenen Signaturänderungen.

Nach einer einleitenden Darlegung von Zielsetzung und Methode und einem kurzen Abriß über die Geschichte des Grafenhauses beschreibt Vf. die Zentralverwaltung und geht dabei ausführlich auf die Kopiare und ihre Fortentwicklung seit dem 14. Jahrhundert ein. In Hauptteil B stellt Diestelkamp die Lehnurkunden vor, wobei er ihre einzelnen Elemente beschreibt. Dieser über das engere Anliegen des Rechts-

historikers weit hinausgehende Abschnitt widmet sich in erheblichem Umfang hilfswissenschaftlichen Fragestellungen und bietet somit einen wichtigen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte spätmittelalterlicher Privaturkunden. Durch die eingehende Interpretierung von Rechtsformeln wird deutlich, daß die meisten von ihnen keineswegs leere Floskeln darstellen, sondern einen durchaus konkreten Rechtsinhalt aufweisen. In Regesten müssen solche Formeln meist fortgelassen oder zumindest gekürzt werden. Oft genug beschränkt sich der Bearbeiter nur auf eine kleine Auswahl, was sich schon wegen der hohen Druckkosten nicht vermeiden läßt. Außerdem würden die Regesten sonst zu lang und damit unübersichtlich. Vf. kann anhand von genauen, statistisch untermauerten, Untersuchungen zeigen, daß sich die Lehnurkunden auch noch im 15. Jahrhundert „als ein durchaus dynamisches Phänomen“ erweisen (S. 117).

Den Rechtshistoriker wird primär der dritte Abschnitt C, über die „Institutionen des Katzenelnbogener Lehnrechts“ interessieren. D. weist bestimmte, sich im 15. Jahrhundert verstärkende Einflüsse des langobardisch-oberitalienischen Lehnrechts nach, die zum Teil zu einer Wandlung und Umbildung des bislang deutschen Lehnrechts führten, z. T. aber auch zu Gegenreaktionen, vor allem von Seiten der Lehnsherren, für die manche Bestimmungen des heimischen Rechts günstiger waren. „Man kann die Wirkung des langobardischen Lehnrechts im Katzenelnbogener Rechtskreis des 14. und 15. Jahrhunderts bildnishaft so umschreiben, daß es teilweise Entwicklungsprozesse durch Eingehen echter Verbindungen beschleunigte, teilweise aber nur als Katalysator die eigenständige Fortbildung des deutschen Lehnrechts anregte und beförderte“ (S. 276). Abschließend wirft Vf. noch einen Blick auf das Verhältnis

von Lehnswesen und Landesherrschaft. Lehn- und Landesherrschaft näherten sich an, Lehn- und Landrecht durchdrangen sich in bestimmten Zonen. Das Lehnrecht übte zwar dadurch, daß es den landsässigen Adel stärker an den Landesherrn band, eine „integrierende Funktion“ aus, doch reichte eine Lehnbindung allein noch nicht zum Ausbau der Landesherrschaft aus, was die Geschichte der Außenbesitzungen, z. B. im Kraichgau, beweist. Hier fehlte das wichtige Element eigener Burgen.

Gegen die überwiegende bisherige Meinung, daß „die Blüte des Lehnwesens spätestens im 13. Jahrhundert ein Ende fand“ (S. 2), resümiert D., sicherlich zu Recht: „Das Spätmittelalter war vielmehr auch für das Gebiet des Lehnrechts eine Zeit produktiver Fortbildung“ (S. 280).

Im Anhang werden die Katzenelnbogener Mannen und Burgmannen (insgesamt 560!) zusammengestellt. Hier hätte man sich — ebenso wie bei einem Teil der Karten — eine zeitliche Differenzierung gewünscht (die bei den Nachweisen zu den Karten jedoch erkennbar ist). Das Gros der Familien stammt aus dem Raum zwischen Taunus und Neckar, doch kommen vereinzelt auch solche aus Nordhessen vor (wie etwa die v. Berlepsch). Die Karten zeigen die Katzenelnbogener Burgen, den Verwaltungsaufbau (hier sind die Zeichen bei den Kellereien vertauscht), die Passivlehen, und zwar getrennt nach weltlichen Lehnsherren, dem Erzstift Trier, dem Hochstift Würzburg (hierbei wie auch S. 228 Anm. 8 und S. 341 ist Erfelden zu streichen bzw. in Worfelden zu korrigieren, D. hat hier einen Fehler in den gedruckten Regesten übernommen) und anderen geistlichen Lehnsherren, schließlich die verschiedenen (Aktiv-)Lehnobjekte. Sehr nützlich sind auch das minutiöse Quellenregister (Nummernnachweis für die im Textteil erwähnten Regesten) und das Sach-, Personen- und Ortsnamen-Register.

Das gut abgewogene, sehr gründlich gearbeitete Werk stellt eine erfreuliche Bereicherung der deutschen Rechtsgeschichte wie auch der hessischen Landesgeschichte dar. Zu bedauern ist eigentlich nur, daß Diestelkamp exakt mit 1479, dem Ende des Katzenelnbogener Grafenhauses, abbricht. Zweifellos wäre es ein lohnendes Thema zu untersuchen, was die Landgrafen als neue Landes- und Lehnsherren mit dem übernommenen Lehnrecht gemacht, welche Institutionen sie übernommen, welche sie abgewandelt haben, ob es überhaupt entscheidende Unterschiede gab usw. Vielleicht ließe sich aus jüngeren, hessischen, Lehnbestätigungen auch die eine oder andere Ergänzung für die katzenelnbogische Zeit bringen. Das vom Vf. gezeichnete Gesamtbild dürfte dadurch aber kaum noch Modifikationen erleiden. Erneut wird schmerzlich bewußt, daß der von Carl Knetsch unvollendet hinterlassene „Hessische Lehnstaat“ immer noch keinen neuen Bearbeiter gefunden hat. Es bleibt eine der wichtigsten Aufgaben der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck, diese schon weit gediehene Arbeit zur Vollen- dung zu führen und durch eine Veröffentlichung weiteren Forschungen zugänglich zu machen.

Albrecht Eckhardt

Hessen — Landschaft, Städte, Kunst. Ein Bildband mit einer Einleitung von Hans Werner Hegemann. 116 S., davon 74 ganzseitige Abb., 10 Farbtafeln. Dr. Hans Peters Verlag, Hanau. 1971. Ln. DM 19,80.

Bildbände wie der vorliegende sind immer ein Wagnis, vor allem dann, wenn 'dreidimensional' Charakteristisches von Hessen geboten werden soll, von einem Lande, dessen Schwerpunkte in mehr als einer Hinsicht auseinanderstreben. Aber man sollte ein Wagnis getrost wagen.

Vorangestellt ist auf 23 Textseiten ein flüchtiger Blick in die hessische Geschichte, durchsetzt und ergänzt von zahlreichen Hinweisen auf den Beitrag Hessens für Kunst, Kultur, Literatur, Wirtschaft u. a. m. Der Referent des einführenden Textes befindet sich in der wenig beneidenswerten Lage, in Kürze erschöpfend auszusagen. So gleitet der Leser auf einem Dutzend Textzeilen (S. 10/11) vom Jahre 1866 bis zum 'Baumeister des modernen Hessen' im Jahre 1969, Georg August Zinn. Es kommt zwangsläufig zu einer oft wiederkehrenden Kumulation von Fakten ohne erkennbaren Zusammenhang, wie z. B.: „Die Mündung der Lahn in den Rhein bezeichnet die Stelle, wo Cäsar zu seinen Kriegszügen gegen die Ubier und Chatten aufbrach (?), wo später der Stauferkaiser Friedrich II. am Ufer die zu Schiff rheinaufwärts kommende Isabella von England als Gattin erwartete und wo der Kasseler (?) Landgraf Karl seinen genial erdachten Wasserweg durch Hessen von Karlshafen an der Weser zum Rhein enden lassen wollte.“ (S. 29)

Nicht minder problematisch ist die Auswahl der Abbildungen, die ja zum Thema erschöpfend aussagen sollen. Hier findet man in der Tat eindrucksvolle und deutungskräftige Aufnahmen, von denen eine nachhaltige Wirkung ausgeht. Daneben sind jedoch z. B. die Abbildungen 1, 3 und 9 von Frankfurt reichlich nichtssagend, auch ist Nr. 69 (Fernblick auf den Hohen Meißner) nicht gerade überzeugend. Insgesamt aber kann man sich mit dem Bildteil einverstanden erklären.

Zusammengefaßt also: Der einführende Text sollte unter bewußtem Verzicht auf die ältere Geschichte bis zum 16. Jh. sorgfältig ausgefeilt werden und möglichst nur einem Leitmotiv folgen. Vielleicht wäre es auch ratsam, die Einführung ebenfalls zweisprachig auszustatten, was bei gekürztem Text durchaus zu verantworten ist. Beim

'Römer' und bei der Paulskirche (Abb. 2) sollte man getrost die Rekonstruktion nach den erheblichen Kriegszerstörungen betonen. Endlich: Sperrdruck würde für Eigennamen den Einführungstext lesbarer gestalten. Trotz dieser Randbemerkungen dürfte der Bildband seinen werbenden Zweck für das Hessenland gut erfüllen.

Kurt Günther

Winfried Zeller: Frömmigkeit in Hessen. Beiträge zur Hessischen Kirchengeschichte, hrsg. von Bernd Jaspert. Marburg. N. G. Elwert Verlag. 1970 Kart. DM 12.—.

Unter dem Gesamttitel „Frömmigkeit in Hessen“ hat Bernd Jaspert eine Reihe von Aufsätzen von Winfried Zeller zusammengefaßt, die in den Jahren 1953—1970 in verschiedenen Zeitschriften oder als Einzelveröffentlichungen erschienen sind. Jaspert hat recht, wenn er feststellt, daß die letzte Darstellung der hessischen Kirchengeschichte vor rund 100 Jahren erschienen und damit in vielen Punkten überholt ist, und daß die Aufsätze Zellers in vielen Hinsichten zu einem besseren und tieferen Verständnis der Kirchengeschichte Hessens beitragen. Ohne Zweifel ist der Aspekt der Entfaltung und Entwicklung der Geschichte der Frömmigkeit auch sehr aufschlußreich. In diesem Sinne sind die Aufsätze über Bonifatius (S. 1—14), die heilige Elisabeth (S. 15—28), ebenso auch die Aufsätze über Philipp Nikolai (S. 67—71), Heinrich Horche (S. 141—150) und Conrad Mel (S. 151—191) von Bedeutung und vermitteln tatsächlich einen Einblick in die hessische Frömmigkeitsgeschichte. Dagegen sind die Aufsätze über die Reformation in Hessen (S. 34—51) und die Bedeutung der Universität Marburg für die Geschichte der Theologie (S. 59—66) zwar für die Kirchengeschichte von Bedeutung, aber wenig aufschlußreich für die Geschichte der hessischen Frömmigkeit. Sieht man

von der leicht irreführenden Überschrift ab, kann man doch sagen, daß es dankenswert gewesen ist, daß diese Aufsätze neu aufgelegt und leichter zugänglich gemacht worden sind, denn sie bilden tatsächlich wertvolle Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte.

Max Aschkewitz

Hessen-Darmstadt und das Deutsche Reich. Zur 100. Wiederkehr des Reichsgründungsjahres 1870/71. Hg. vom Hessischen Staatsarchiv in Darmstadt und Magistrat der Stadt Darmstadt. Darmstadt 1971. 36 S. mit Faksimiles und Abb. im Text sowie einer Karte. Kartoniert und mit Hochglanzfolie kaschiert. DM 3,-.

Der kleine Katalog der Ausstellung „Hessen-Darmstadt und das Deutsche Reich“, die vom 9. bis 27. Juli 1971 in Darmstadt stattgefunden hat, ist von Albrecht Eckhardt bearbeitet worden. Er bietet mit den kurzen und präzisen Kommentaren zu den in sorgfältiger Gliederung vorgestellten 201 Ausstellungsstücken, die z. T. in Abbildungen wiederkehren, einen ausgezeichneten Einblick in die politischen Verhältnisse der Jahre 1870/71. Eine Einführung, der Nachweis der Ausstellungsstücke und der Literaturhinweis am Schluß des Heftes runden den günstigen Eindruck ab.

Kurt Günther

Fritz Gruhne: Auswandererlisten des ehemaligen Herzogtums Braunschweig (ohne Stadt Braunschweig und Landkreis Holzminden) 1846—1871 (= Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte, Band 20, hg. v. Braunschweigischen Geschichtsverein). Selbstverlag des Braunschweigischen Geschichtsvereins. 1971.

Obwohl die Geschichte der deutschen Auswanderung nach Übersee, besonders

im 19. Jh., bekannt ist, fehlt es allenthalben an Untersuchungen, die mit exaktem Zahlenmaterial den Umfang und das sozialwirtschaftliche Gewicht des Auswandererstroms wenigstens regional auf deutschem Boden erfassen und deuten. Einzelne wertvolle Arbeiten, wie die von Wolf Heino Struck (Die Auswanderung aus dem Herzogtum Nassau 1806—1866 und: Nassauische Auswanderung nach Texas 1844—47), stoßen zum Kern vor und schließen das in den Archiven liegende Material auf, aber einen zusammenfassenden Überblick wird man auf lange Sicht noch nicht erhalten. Einige Zahlen mögen hier zum besseren Verständnis der umfassenden Problematik angeführt werden. Im Jahre 1847 landeten allein in New York über 70 000 deutsche Einwanderer, die auf 555 Schiffen ankamen. Später steigt die Zahl auf über 200 000 Einwanderer im Jahr an. In New Orleans kommen im Jahre 1847 mehr als 17 500 Deutsche auf 115 Schiffen an. In der Folgezeit verdoppeln sich die Zahlen für diesen Hafen. Wichtig sind in jedem Falle die wirtschaftlichen Aspekte. Es wandern ausschließlich Personen im besten Alter aus (und in großem Umfang Eltern mit ihren Kindern). Die mitgenommenen Vermögenswerte sind beträchtlich. Das Kurfürstentum Hessen verlassen im Jahre 1845 beispielsweise insgesamt 1302 Personen, davon 1093 mit dem Ziel Amerika. An barem Gelde nehmen sie mehr als 150 000 Taler mit. Dieser Abwanderung stehen im gleichen Zeitraum 120 Personen binnendeutscher Zuwanderung mit über 83 000 Talern Vermögen entgegen. Tatsächlicher Verlust durch Auswanderung also 1182 Personen mit rund 47 000 Talern. Damit dürfte der Umfang des Problems hinreichend gekennzeichnet sein.

Die Untersuchung von Fritz Gruhne stützt sich nicht auf Aktenmaterial des Staatsarchivs, sondern auf die amtlichen Publikationen der Auswanderun-

gen in den Braunschweigischen Anzeigen und zieht ergänzend die Kirchenbücher der einzelnen Orte heran. Mehr als 7000 Auswanderer aus 315 Ortschaften des Untersuchungsgebietes werden namentlich mit Angabe des Herkunftsortes und des Auswanderungszieles erfaßt. Selbstverständlich kann eine vollständige Registrierung nicht unterstellt werden. Die Anzeigen für die Auswanderer sind häufig trotz landesherrschaftlicher Anordnung unterblieben, und ferner ist kaum zu übersehen, wer mit einem Reisepaß oder ohne Entlassung aus dem Untertanenverband der Heimat den Rücken gekehrt hat. Erhebungen im Bereich des Kurfürstentums Hessen aus dem 19. Jh. zeigen, daß diese zweite Auswanderergruppe schätzungsweise 30 % der ersten ausmacht, wobei sich Zahlen über mitgenommene Vermögenswerte so gut wie gar nicht exakt ermitteln lassen.

Vf. hat für die Jahre 1846—1871 eine sorgfältige Arbeit mit den ihm zur Verfügung stehenden Quellen geleistet und die Liste der Auswanderer durch Register aufgeschlossen. Auch wenn man streng genommen nur von einem Teilergebnis sprechen kann, darf der tatsächliche Wert nicht gering veranschlagt werden. Hier ist für den größten Bereich des ehemaligen Herzogtums Braunschweig eine Lücke in der Auswandererforschung gefüllt worden, die bisher schmerzlich empfunden wurde. Nicht zuletzt werden amerikanische Forscher, die ihre deutsche Abstammung im niedersächsischen Raum ergründen wollen, sich hier Hilfen holen können.

Für das ebenso unscheinbare wie wichtige Buch ist dem Verfasser und dem Braunschweigischen Geschichtsverein, der die Veröffentlichung mit Forschungsmitteln des Landes Niedersachsen ermöglicht hat, ein verdienter Dank gewiß.

Kurt Günther

Übersicht über die Bestände des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden. XXX u. 388 S., 9 Tafeln. Wiesbaden 1970. Selbstverlag des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden. Gzlw. DM 41,—, brosch. DM 38,—.

Die hier angezeigte Übersicht präsentiert dem Forscher in übersichtlicher Zusammenstellung Urkunden, Akten, Handschriften usw. für das ehemals nassau-oranische Gebiet mit Einschluß hessischer Herrschaftsbereiche (Katzenelnbogen und Hessen-Homberg), kleinerer Landesherrschaften und (häufig mehrherriger) Gemeinschaften, dazu einen Bestandskatalog der Stadt- und Gemeindearchive, französischer Staaten Gründungen der Rheinbundperiode über die preußische Epoche bis zur Gegenwart. Angeschlossen sind die Nachlässe und Sammlungen. Vorausgestellt ist eine Geschichte des Hauptstaatsarchivs, die mit dem bereits im 17. Jh. eingerichteten Archiv in Idstein beginnt. 1881 werden alle Archive (Idstein, Weilburg, Hachenburg, Dillenburg) in Wiesbaden vereinigt.

Wer um die Vielfalt der sich oft überschneidenden Herrschaftsbereiche im Raum zwischen Main, Rhein und Lahn weiß, wird dankbar sein, daß er nun an einem „Ariadnefaden“ in dem bisher als Irrgarten von Archivalien erscheinenden Komplex sich sicher zurechtfindet. Dabei helfen ihm zwei vorzügliche Indices (der Bestände und der Ortsnamen), mit denen er die vorhandenen Materialien schnell und zuverlässig feststellen kann. Jeder Abteilung (= Bestand) ist eine kurze geschichtliche Abhandlung des jeweiligen Amtes usw. vorangestellt, dazu ein Vermerk zur Geschichte des Bestandes selbst. Dann folgt die Inhaltsbeschreibung und weiterhin werden (sehr wichtige) Findbehelfe geboten. Schließlich rundet ein Literaturhinweis (vgl. dazu Literaturverzeichnis S. IX) die einzelne Bestandsübersicht ab.

Der Archivbenutzer hätte sich noch eine Kartenbeigabe in einfacher Form gewünscht, und bei der Übersicht der einzelnen Abteilungen hätte man durch Sperrung, Kleindruck und Aufzählung der Orte untereinander (statt nebeneinander) optische Erleichterungen schaffen können.

Aber diese 'privaten' Vorstellungen sind gegenüber dem hier Geschaffenen ganz unerheblich. Fritz Geisthardt, Hellmuth Gensicke, Wolf Arno Kropat, Otto Renkhoff und Wolf-Heino Struck (S. VIII) kann man sehr erfreut bescheinigen, daß sie mit dieser 'Übersicht über die Bestände' ganze Arbeit geleistet haben. Wer regelmäßig im Hauptstaatsarchiv Wiesbaden arbeitet, kommt ohne das hier wärmstens empfohlene Forschungsmittel nicht aus.

Kurt Günther

Hans Thümmeler: Weserbaukunst im Mittelalter. Aufnahmen von Herbert Kreft. Verlag C. W. Niemeyer Hameln 1970. 292 S. (215 Bildtafeln, 31 Detailfotos, 65 Grundrisse) Format 23 x 27 cm, laminiertes Umschlag, Einsteckschuber, Ganzleinen 58,— DM.

Eindrucksvoll, wie der Fachmann in der Vielgestalt der Architekturformen im Weserland zeitlich vom 9. Jahrhundert, bzw. von der Zeit um 1150 (Corvey, Gandersheim, Kemnade, Bücken, Lippoldsberg) bis zur Zeit um 1500 und später (Möllenbeck und Münden) und geographisch von Germerode, Münden bis Bremen, Hude und von Osnabrück, Soest bis Braunschweig, Goslar eine stilgeschichtliche Ordnung erkennt und mit zahlreichen Beziehungen zu Bauten außerhalb des Weserlandes, aber auch mit Nachweis von Vorbildern aus dem Weserland seine Erkenntnisse zu einem grandiosen Gesamtbild zusammenfügt!

Der Laie allerdings wird einige Schwierigkeiten bei der Lektüre der Darlegungen Tümmlers haben. Sie liegen in der Natur der Sache: Der stilgeschichtliche Zusammenhang ist trotz aller klarer Linien recht komplex, und die Geschichte der Bauwerke beginnt oft mit sehr frühen Gestaltungen, von denen heute nichts oder nur wenig mehr vorhanden ist. Brand und andere Ursachen lassen Neu- und Umbauten in späteren Jahrhunderten entstehen, so daß sich die „Bildfolge (nach dem historischen Ablauf)“ als erstaunliche Meisterleistung erweist.

Auch wer sich mit der mittelalterlichen Architekturgeschichte im Weserland bereits beschäftigt hat, findet eine Fülle von neuen Aufschlüssen und Erkenntnissen. Nicht mehr zu bezweifeln ist nach dem Studium des Werkes, daß man durchaus von einer „Kunstlandschaft“ des Weserlandes sprechen muß, wie beispielsweise der Fluß auch in anderen Bereichen den Namen gab: Rheinische Baukunst, Weserrenaissance, Loire-Schlösser, in der Malerei: Donauschule. Das aber zeigte auch die große Schau der Corveyer Ausstellung 1966 bereits, der die Anregung zu dem Werk mit zu verdanken ist.

Thümmlers Text hat keine Kapitelüberschriften. Außer den Bildnummern, die den Leser und Betrachter beim Studium unterstützen sollen, stehen Stichworte am Rand von ungleichem Inhalt. Aus diesen geht aber auch hervor, daß nicht nur Bauten außerhalb des Weserraumes von Einfluß gewesen sind, z. B.: Einfluß der Kapitellplastik von St. Godehard in Hildesheim, Einfluß der Bauschule von Königslutter, spätromanische Bauten unter westfälischem Einfluß — sondern daß das Weserland selbst auch vorbild- und beispielhaft gewirkt hat, z. B.: Lippoldsberg und seine Bauschule, Wunstorf und die dekorative Gestaltung des Außenbaues, Der Hallenraum des Mindener Domes und seine Nachfolge.

An vielen Stellen, besonders aber in den Darlegungen zu den Kölner Bauformen in Bremen, Der Ziegelbau, Der Hallenraum des Mindener Domes und seine Nachfolge (S. 32–36) zeigt der Verfasser, wie weit ausgreifend, um nicht zu sagen umfassend seine Kenntnis der Architektur jener Zeit in den geographisch verschiedensten Gebieten ist, aber auch wie er bei aller Vielbezogenheit doch nicht sein Thema außer acht läßt, die Besonderheit der Baukunst im Weserland nachzuweisen.

Die Corveyer Ausstellung „Kunst und Kultur im Weserraum 800 bis 1600“ ist dokumentiert in den beiden umfangreichen Bänden unter diesem Titel (I. Beiträge, II. Katalog), die 1966 in Corvey und Münster erschienen, aber auch in dem Text- und Bildband „Alte Kunst im Weserland“, herausgegeben vom Kultusministerium Nordrhein-Westfalen, bearbeitet von Wolfg. Eckhardt (M. Du Mont Schauburg, Köln 1967). Nicht vergessen sei, daß 1965 die Stadt Hameln eine beachtliche Ausstellung veranstaltet hatte: „Kultur und Geschichte an der Oberweser vom 9. bis 19. Jahrhundert“, für die Rudolf Feige, der 1968 verstorbene Stadtarchivar, auch den Sach- und Bildkatalog bearbeitet hatte. Auch damals schon war **Hessen mit einbezogen**: ein Fluß wie die Weser hat Einzugsgebiete, die (nicht nur geologisch-geographisch) weit reichen. In dem Werk von Thümmler und Kreft sind einbezogen: **Germerode** (Kr. Eschwege) und aus dem Kreis Hofgeismar: **Helmarshausen** (Ausgrabungen!), die **Burg Krukenberg**, **Lippoldsberg** sowie **Bauwerke in Apelern, Exten, Fischbeck, Rinteln** im Kreis Grafschaft Schaumburg. In den „Baugeschichtlichen Erläuterungen“ (im Telegrammstil verfaßt) werden 56 Orte und insgesamt 69 Bauwerke behandelt.

„Nicht effektvolles lichtbildnerisches Feuerwerk, sondern Dokumentation“

will der „Amateur“-Fotograf Herbert Kreft (Minden) im Bildteil geben, der wohl den meisten Lesern und Betrachtern erst voll die mittelalterliche Baukunst im Weserraum erschließt. Hier gilt das gleiche, was auch für die Fotos zu dem Werk „Weserrenaissance“ zu sagen ist. Immerhin gibt es auch einige Fotos, die zeigen, daß Kreft auch anders kann: Hat er bei Motiven, bei denen z. B. Bäume im Spiel waren, gewartet, bis sie entlaubt waren, damit sie nicht verdecken konnten, worauf es einzig ankam, so finden sich S. 8 „Blick vom Wiehengebirge auf die Weserschleife bei Dehmen“ und S. 28/29 „Weserlandschaft nördlich von Minden bei Buchholz“ — zwei Fotos, die Liebe zur Heimat ausdrücken, mit Dokumentation nur bedingt zu tun haben. Und gar die letzten beiden Fotos des Bildteils S. 251/252 zeigen eine besondere Vorliebe für Mündener Motive: Neben St. Blasii Markttreiben zwischen belaubten Bäumen (deshalb: „Marktkirche“? — so hieß St. Blasii nie! Zuerst: Parkerke oder Unse leven frowen parkerke (bis 1461), später: Kirche St. Blasii; die Mündener sagen im Unterschied zu Ägidien auch „Die Große Kirche“), und im zweiten Bild, das noch malerischer wirkt, die Kirche über den Dächern der Altstadt Häuser, im Vordergrund die Schlagdspitze... Jedenfalls hat Kreft damit bewiesen, daß er auch anders kann, der Leser aber wird sich auch über diese Fotos, auf denen der Baukörper in seiner Umgebung dennoch eindrucksvoll vor Augen tritt, nur freuen.

Im Literaturverzeichnis ist das „Handbuch der historischen Stätten Deutschlands“, Band 2 Niedersachsen und Bremen, nur in der ersten Auflage von 1958 genannt. Es erschienen eine zweite Auflage 1960, eine dritte, besonders berichtigte und erweiterte 1969. Für die St. Blasii-Kirche in Minden wurde nur der alte Mithoff benutzt (1873), W. Lotze hat 1877 seine Geschichte der

Kirche erscheinen lassen, Johannes Meyer hat 1939 und 1960 zwei Veröffentlichungen herausgebracht, 1970 erschien schließlich von Hans Reuther in „Große Baudenkmäler“ Heft 246 (Deutscher Kunstverlag München Berlin) über St. Blasii. Die Kirche war nicht „seit 1546“ evangelisch; Ende 1540 bereits wurde Caspar Coltemann als erster lutherischer Prediger bestellt.

Karl Brethauer

Herbert Kreft. Jürgen Soenke: Die Weserrenaissance. Mit einer Einleitung von Albert Neukirch. Dritte durchgesehene und erweiterte Auflage. Verlag C. W. Niemeyer Hameln 1969. 304 S., 1 Farbtafel, 196 Bildtafeln, 34 Detailfotos, 38 Grundrisse, 2 Karten, Format 23 x 27 cm, Ln. 48,— DM.

Die Historische Kommission für Niedersachsen gab 1914 „Renaissanceschlösser Niedersachsens“ heraus, Tafel- und Textband von Bernhard Niemeyer (Vater des 1966 verstorbenen Kasseler Stadtarchivars), dazu 1939 zweiter Textband von Albert Neukirch und kunstgeschichtliche Zusammenfassung von Karl Steinacker. Ebenso vollständig vergriffen und auch im Antiquariatshandel nicht mehr zu haben sind die beiden Bände „Die Weserrenaissance“ von Max Sonnen (Münster 1918 und 1923). Außer Otto Gaul und neuerdings Konrad Maier arbeitete auf diesem Gebiet nur Jürgen Soenke in Minden, der nach dem Krieg im Kulturkreis „Die Gorgonen“ das Archiv für Weserrenaissance gründete. Seine in den Mindener Heimatblättern veröffentlichten Vorarbeiten faßte er 1958 in dem Buch „Jörg Unkair. Baumeister und Bildhauer der frühen Weserrenaissance“ (Verlag J. C. C. Bruns Minden) zusammen. Otto Gaul und Hildegard Fliedner waren auch bereits Unkair auf der Spur. Soenke gelang der Nachweis, daß

der Schwabe „Meister Jürgen von Tübingen“ nach der Vertreibung Herzog Ulrichs von Württemberg 1519 durch den Schwäbischen Bund seine Heimat verließ und ab 1524 Schloß Neuhaus bei Paderborn, die Schelenburg, die Schlösser Stadthagen, Petershagen und Detmold baute und 1553 in Detmold starb. Zugleich erwies Soenke ihn als bedeutenden Bildhauer, wichtiger aber als den Schöpfer der Weserrenaissance als neuen Stil.

Das umfangreiche Personenverzeichnis (S. 304) enthält 164 Namen von Bauherrn, Bau-, Steinmetz- und Zimmermeistern sowie Bildhauern, die an der Entstehung der weit über hundert behandelten Bauwerke beteiligt gewesen sind, — ein Beweis, wie die Forschung in den letzten Jahrzehnten weitergekommen ist. Der neue Stil im Wesergebiet, für dessen Entstehung Soenke auch auf das Zusammentreffen von besonderen wirtschaftlichen, kriegerischen und kulturellen Entwicklungen hinweist, wird von ihm auch durch stilistische Merkmale überzeugend abgegrenzt gegen die übrige Renaissance in Architektur und Skulptur. Die Renaissanceschlösser an der Loire spielen natürlich eine Rolle; der Weseradel kannte sie und wurde durch sie angeregt.

Albert Neukirch († 1963) gibt auf 10 Seiten eine Einführung, die von der ersten Stufe des Stils (Beispiel Stadthagen) bis zu seinem Ausklang im Bückeburger Frühbarock den nachfolgenden Bildteil erläutert, und zwar historisch und stilgeschichtlich, wobei die Bildnummern am Rande den Leser bei Lektüre und Betrachtung unterstützen. Es folgen Soenkes „Lexikographische Erläuterungen“, denen S. 223 ein Überblick über das Schrifttum vorausgeht. 76 Orte folgen alphabetisch aufeinander, an denen oft mehrere Bauten zu behandeln sind, durch Kleinbilder und Grundrisse werden die bau- und stilgeschichtlichen Darlegungen willkommen unterstützt. Minden steht unter

H = Hann. Münden (ebenso wie Hessisch Oldendorf fälschlich mit Bindestrich geschrieben!). Daß zahlreiche Bauwerke im Land Nordrhein-Westfalen liegen, ist nicht verwunderlich. Den hessischen Leser werden besonders das von der Malsburgsche Elmarshausen und die Sababurg interessieren sowie die schauburgischen Orte, z. B. Apelern, Hessisch Oldendorf, Rinteln, Sachsenhausen, Schaumburg, wenn auch nicht alle zur 1647–1932 hessischen Grafschaft gehört haben.

Die Fotos wurden bis auf sieben von Herbert Kref t aufgenommen, der es als „Amateur“ zur Meisterschaft als Architekturfotograf gebracht hat. Es geht ihm in erster Linie nicht um „schöne Bilder“, sondern um Aufnahmen, die das Charakteristische der Architektur erfassen; das ist ihm durchweg hervorragend gelungen. Auch die Skulpturen sind in Ausleuchtung und Blickpunkt so erfaßt, daß man sie als stilistische Aussage zum Thema des Buches in allen Einzelheiten werten kann. Daß mit der Betrachtung der vielen Bilder auch ein ästhetischer Genuß verbunden ist, daß auch der Amateur aus diesen Bildern lernen kann, sei nur am Rande hinzugefügt.

Als neue wichtige „Zugabe“ der dritten Auflage steuert Soenke S. 291–302 einen reich bebilderten (40 Detailaufnahmen!) Aufsatz bei: „Der Kerbschnitt-Bossenstein, das Ornament der späten Weserrenaissance“. Hier wird in einer minutiösen Untersuchung ein Motiv der Weserrenaissance herausgearbeitet und verdeutlicht, das ein weiterer entscheidender Beitrag zu der Frage ist, ob man tatsächlich von einem besonderen, landschaftlich (und auch zeitlich) begrenzten Kunststil sprechen kann — obwohl das inzwischen von den meisten Kunsthistorikern bejaht wird. Vielleicht könnte einer späteren Neuauflage auch eine Untersuchung über die „Welschen Gebels“ zugefügt werden, die — wohl ursprünglich auf

französische Anregung zurückgehend — doch auch ein wesentliches Stilelement der Weserrenaissance geworden sind.

Eine Anmerkung zum Schluß: Bei einem Fotobesuch des Rezensenten in Elmarshausen mit August Mesch, der für das Archiv für Weserrenaissance Aufnahmen machte, entdeckten wir am Eingang im Hof zum Schloß (Innenhof) an zwei Stellen das Steinmetzzeichen von Jörg Unkair ohne den senkrechten Aufstrich am rechten Schenkel, also in Soenkes Unkair-Buch S. 53 die Nummern P 5 und D 3. Vielleicht ist dieser Hinweis von Interesse, vermutet man doch Beziehungen des aus Schwaben ausgewanderten Meisters zu Hessen. Soenke zitiert S. 243 Gottfried Ganßauge, der aus stilkritischen Gründen Unkair für den Erbauer von Elmarshausen hält. „Immerhin ist Meister Jürgen von Tübingen seinem Landesherrn nach dem Abbruch der Bauarbeiten am Hohentübingen 1519 nach Norden gefolgt und da er nach Stadthagen, d. h. um 1540, bis zum Baubeginn in Petershagen 1544 unseres Wissens an keinem anderen Bauvorhaben beteiligt war, hat diese Theorie viel für sich, obwohl sein Meisterzeichen in Elmarshausen nicht gefunden wurde,“ so schreibt Soenke a.a.O. Wenn aber nun das Steinmetzzeichen eines Mitarbeiters Unkairs zweimal in Elmarshausen auftaucht, der nachweislich auch in Petershagen (1544–47) und Detmold (1548–53) mit Jörg Unkair tätig war, so ist damit ein weiteres Indiz gefunden, so meinen wir, daß Unkair auch in Elmarshausen mindestens „irgendwie“ mittätig gewesen sein muß.

Natürlich bleiben an vielen Einzelstellen noch Fragen, die von künftiger Forschung zu lösen sind. Aber der stattliche Band mit den herrlichen Fotos bringt gerade in der dritten Auflage die Arbeit an der Weserrenaissance entscheidend weiter — er ist aber auch, man entschuldige diese unwissenschaft-

liche Zusatzbemerkung, ein Werk, an dem der Laie und der Fotofreund ihre helle Freude haben können.

Karl Brethauer

Historisch-landeskundliche Karte von Niedersachsen. Maßstab 1 : 50 000. Blatt Osterode am Harz. Herausgegeben von Erhard Köhlhorn. 1970, Hildesheim: August Lax. Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen. DM 14,-.

Das Blatt Osterode und sein Erläuterungsheft sind zwar im Vergleich zu dem 1964 erschienenen Blatt Duderstadt wesentlich erweitert und verbessert, dennoch halten wir es für allzu bescheiden, das Blatt Duderstadt, wenn auch „in gewisser Weise“, als „Probekarte“ anzusehen. Aus der damaligen Sicht war es ein guter Anfang, und Unternehmen dieser Art sind nun mal trotz besten Willens zunächst mit Unzulänglichkeiten behaftet. Im Lauf der Zeit werden weitere Erkenntnisse zu berücksichtigen sein. Wer weiß, ob nicht das jetzt neu vorliegende Blatt ebenfalls bald der Überholung bedarf?

Es führte zu weit, wollte man Karte und Beiheft detailliert vorstellen. Man muß beide zur Hand nehmen und studieren. Die einzelnen Kapitel (u. a. über das naturräumliche Gefüge, die historische Entwicklung, ländliche Siedlungen, Wüstungen usw. bis zu den Altstraßen) geben den letzten Stand der Forschung und sind von namhaften Fachleuten bearbeitet worden. Das Literaturverzeichnis ist ausführlich und eine gute Hilfe.

Sicherlich wird der eine hier, der andere dort eine Lücke entdecken, die aber dem Ganzen nicht abträglich sein dürfte. Eine „Gesamt-Landeskunde“ des Kartenblattabschnittes wird niemand erwarten, sie wird auch sicher nicht nötig und nicht vertretbar sein. Was uns auffiel, ist die kurze Behandlung der Bau- und Kunstdenkmäler,

besonders im Bereich des Kirchenbaus: viele Kirchen tragen den Hinweis „Bemerkenswertes Kunstdenkmal“, man findet jedoch im Beiheft nur eine oder zwei knappe Zeilen Text (z. B. Elbingen, Wulften oder Hammerstedt). Hier wäre bei manchen Objekten eine etwas ausführlichere Beschreibung wünschenswert.

Wichtig ist das Vorbild, das diese Reihe gibt. Für Nordhessen waren die Anschlußkarten geplant. Sie wären nicht nur für den Historiker, sondern auch für den interessierten Wanderer und für die Schulen als handfeste Unterlagen für Exkursionen wichtig und nötiger als die in dieser Hinsicht unergiebigen Wanderführer. Auch die Naturparkkarten und ihre großformatigen Erläuterungen sind kein Ersatz.

Wenn die Reihe konsequent fortgeführt wird, ist das ein langwieriges, aber verdienstvolles Unternehmen. Man kann dem Herausgeber und den jeweiligen Sachbearbeitern nur vollen Erfolg bei ihrer Arbeit wünschen!

Wilhelm Engelbach

Alfred Höck und Dieter Kramer: Verzeichnis der volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Bestände der hessischen Museen. Marburg: Institut für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität 1970, Paperback, 400 S., 12 Abb., nicht im Buchhandel.

In langen Jahren mühevoller Kleinarbeit, langwieriger Überprüfungen, andauernder Korrespondenzen, betriebsamen Auswertens haben Höck/Kramer die Bestände aller jener hessischen Museen gesichtet, die in ihren Mauern „materielle Dokumente der Volkskultur“ bergen. Ergebnis ist das hier angezeigte „Verzeichnis“.

Durch ein schon der Befragung der Museumsleiter zugrundegelegtes Gli-

derungsschema, dessen einzige Schwäche die unsichere Zuordnung mancher Bereiche und Objekte ist, gelingt ein übersichtliches Informationsangebot. Adressen sind ebenso schnell erfahrbar wie Allgemeines über Museumsgröße, speziellere Sammelgebiete, Karteien, Museumsbibliotheken, thematische Sammlungsordnungen (Funktionsbereiche), Einzelstücke, Sekundärliteratur usw.; ein ausgezeichnetes Register ist unmittelbarer Zugang zu den Fundstellen. Wenn die Autoren bescheiden vermerken, ein solches Verzeichnis könne „keinesfalls auch nur annähernd fehlerfrei“ sein, selbst „die angestrebte Vollständigkeit“ sei „unter den gegebenen Umständen“ nicht zu erreichen gewesen, so ist das angesichts der 142 (!) eingearbeiteten hessischen Museen nur zu verständlich, hängt doch vieles, ja, in den meisten Fällen alles von der Qualität der Antworten, vom Interesse der Korrespondenten, von ihren Kenntnissen, ihrer wissenschaftlichen Genauigkeit, ihren Wertvorstellungen ab. Dem Mut der Autoren, diesen wie anderen, der eigenen Wissenschaftsdisziplin und ihren Kategorien und Fragestellungen erwachsenden Schwierigkeiten begegnet zu sein, gilt es, Achtung zu zollen. Ihrer Arbeit ist es zu verdanken, daß wir nun wissen, was in Hessen an volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Beständen vorhanden ist, was uns die Vergangenheit überliefert hat, was wir ererbt haben.

Doch wer kann Nutzen aus diesem Wissen schöpfen, wer ist das: „wir“? Sind es die Museumsleiter, die nun Relationen zu anderen Expositionen herstellen, sich und ihrem Institut neue Ziele setzen können? Sind es die Studenten, denen die schwierige Belegsuche nun weitgehend abgenommen ist? Sind es alle jenen wissenschaftlichen Publizisten, denen neue Zusammenhänge sich verlockend bieten? Sicher nicht! Oder: Sicher nicht allein! Mit dem vorliegenden Verzeichnis schaffen

die Verfasser eine unabdingbare Voraussetzung für eine wissenschaftliche Erfassung und Bearbeitung, welche ihrerseits wiederum nur Voraussetzung ist des alleinigen Zieles jeder Museumsarbeit, der publikumsgerechten Darbietung. An der Forderung Ludewigs I. von Hessen, die Museen hätten der „Beförderung wahrer Aufklärung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse“ zu dienen (Stiftungskurkunde des Hessischen Landesmuseums Darmstadt vom 12. 7. 1820), hat sich bis heute nichts geändert. Wir — das sind wir alle, die zum Verständnis der Gegenwart der Informationen bedürfen, die jene Objekte bereithalten, welche Zeugnisse der unsere eigene Existenz bestimmenden Voraussetzungen sind. Wie weit besonders unsere Heimatmuseen als wesentlichste Bewahrer der materiellen Dokumente der Kultur und des sozialen Lebens der mittleren und unteren Sozialschichten heute von jener eindeutigen Gesellschaftsbezogenheit, mithin von ihrer Bildungsaufgabe entfernt sind, illustriert jene gern zitierte Empfehlung, man solle doch darangehen, alle diese Institute selbst ins Museum zu stecken. Wer einmal durch die rumpelkammerhafte Zusammenballung herren- und bezugslos gewordenen Gutes der meisten kleineren und mittleren Museen gewandert ist, wird diesen Rat kaum noch als zynisch empfinden. Das „Kulturgut“-Denken des 19. Jahrhunderts, die konzeptionslose Ansammlung von „Schätzen“ und „Raritäten“, sowie die Begriffsverbindung des Museums mit allem Unbrauchbaren, Unmodernen, Alten haben sich bis heute wechselseitig gestützt, befruchtet, geschadet.

Im Falle der uns hier interessierenden volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Bestände ist zudem die vordem ideologisch vereinseitigte, begleitende wissenschaftliche Disziplin nicht unschuldig an der Einschätzung der Exponate als normativer Werte. Solange man allein an Tradition, Behar-

rung und Formvollendung glaubte, waren chronologische Festlegungen praktisch ohne Bedeutung, waren typologische Studien kaum relevant. Nur so konnte der Gegenstand zum Museums-mittelpunkt werden statt des Betrachters. Diesem mutet man noch heute in buntem Über- und Nebeneinander mittelalterliche Kapitelle, Trachtenstücke von verschiedenen Trägergruppen und aus verschiedenen Jahrhunderten, undatierte Töpferwaren, Urkunden, Arbeitsgeräte, Heizkessel, Wandschmuck, Stühle, Fachwerkteile, Waffen, Ofenplatten, Schirme, Opas erstes Grammophon usf. usf. zu. Der Betrachter muß sich absolut unzureichende Beschriftungen ebenso gefallen lassen wie historische Sprünge, Pseudokontinuitäten, Gefühlsduseleien, obskure Wertvorstellungen.

Die Existenzberechtigung des Museums ist jedoch zweifelhaft, wenn es Abläufe und Zusammenhänge nicht verständlich werden läßt, wenn es die Gegenstände nicht zu Dokumenten kausaler Beziehungen verknüpft.

Wir wollen nicht ungerecht sein. Wer könnte, wäre er selbst Museumsleiter, in jedem Einzelfalle bündig beantworten, was der Aufbewahrung wert, welche Spezialisierung in welcher Weise möglich ist, welche Zusammenstellung Chronologisches wie Typologisches gleichermaßen berücksichtigt; darüber hinaus, welche Restauration, welche Beschriftung angemessen ist, welche Räume, Beleuchtung, Belüftung, Geldmittel und Personal nötig sind? Aus allen diesen Nöten ließe sich jedoch leicht eine Tugend machen, wenn das in der Politik bemerkbare Denken in großen, oder wenigstens in größeren Räumen seinen Niederschlag im kulturellen Bereich, spezieller: bei den Museen fände. Die Zusammenlegung einiger kleiner Ausstellungen oder wenigstens der sinnvolle Austausch von Exponaten könnte der Anfang sein. Regionales ließe sich erhalten, vervollständigen,

übersichtlich machen, Fremdes würde zum Tauschobjekt. Ideale Vervollkommnung wäre ein Freilichtmuseum, in dem endlich chronologische und funktionale Zusammenhänge kenntlich wären und in dem menschliche Umwelt und ihre Gestaltung durch den Menschen erfaßbar würden. Erst einem solchen Museum wäre es möglich, die Objekte wieder in Kausalketten einzuordnen, d. h. das Materielle wieder transparent zu machen für die geistige Substanz. Studium und Interpretation größerer, vielleicht sogar lückenloser Objektgruppen würden ermöglicht. Nur in derartigen Ausstellungen lassen sich jede aufdringliche Mystifizierung oder die Romantisierung sogenannter „unerreichbarer Werte der Vergangenheit“ wirklich vermeiden. Stattdessen kann dort jenes Bewußtsein von den durch die Exponate repräsentierten Problemen gewonnen werden, welches allein wahre Aufklärung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse garantiert. Ein Freilichtmuseum hätte zudem sehr viele organisatorische, finanzielle und soziale Vorteile (günstigere Öffnungszeiten, größere Attraktivität, Integration in das Freizeitbewußtsein). Wo immer man solche Versuche gewagt hat, ob in Oslo, Stockholm, Arnheim, Aarhus, Kiel oder Cloppenburg, werden ansteigende Besucherzahlen zum Barometer der gesellschaftlichen Bedeutung.

Wenn das Museum als Institution endlich seinen Bildungsauftrag erfüllen soll, muß bald eine gründliche Umstrukturierung einer unbefangenen Neubesinnung folgen. Aufgeschlossenheit, Mut zum Wandel und Wechsel, Problembewußtsein müssen jene provinziellen Anhäufungen kulturellen Strandgutes von Magazindasein und Modergeruch befreien und in neue Zusammenhänge stellen. Es genügt nicht — und damit darf sich auch die Aufgabe dieses Verzeichnisses keinesfalls erschöpfen —, daß wir wissen, welche Güter wir ererbt haben; wir müssen uns — ganz im Sinne des

Goethewortes — jene Dinge erwerben können, um sie zu besitzen. Wir alle haben ein Anrecht auf diese Belege menschlicher Umweltbewältigung und die an sie sich knüpfenden Probleme, Einsichten, Kenntnisse. Dies uns in Bewußtsein gehoben zu haben, ist nicht das geringste Verdienst der Verfasser des Verzeichnisses.

Helmut Burmeister

Löber, Karl: Ausgewählte Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Dill-Sieg-Gebietes. Zusammen- gestellt aus Anlaß seines 70. Ge- burtstages. Herausgg. im Namen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde von Alfred Höck. Marburg 1971, 96 S.

Mit der Zusammenstellung dieser Festgabe für Karl Löber anlässlich seines 70. Geburtstages am 20. September 1971 ist Alfred Höck vom Weg üblicher Festschriften abgewichen. Eingebettet in ein kurzes, von der Hand des Freundes entworfenes Lebensbild und ein umfassendes bibliographisches Verzeichnis finden sich acht ausgewählte Schriften des Jubilars, die Zeugnis ablegen für die Breite seines Wissens, dem Geographie, Botanik, Mundartforschung und Geschichte ebensowenig fremd sind wie der gesamte Themenkatalog der Volkskunde von der Brauchforschung zu Volksmedizin, Arbeitsleben, Volksmusik und Quellenkunde. Sicher, Löbers Arbeiten und Veröffentlichungen beziehen sich fast ausschließlich auf den Dillkreis und die benachbarten Gebiete, aber indem er umfassendes Wissen auf einen begrenzten geographischen Raum anwendet, gelingt ihm beispielhaft, was zu erreichen heute nur wenigen vergönnt ist: der Diffusion der wissenschaftlichen Disziplinen entgegenzuwirken, sie wieder zu verknüpfen im Dienste der Sache.

Die aus über 300 ausgewählten 244 Titel des Schriftenverzeichnisses zeugen

vom immer neuem Versuch des Forschers, über die Grenzen der Einzelwissenschaften hinweg Verbindendes zu erfassen.

Karl Löbers Verdienst ist es, in einem übersehbaren geographischen Bereich Fragen gestellt und Antworten gefunden zu haben, an deren Übertragbarkeit auf größere Einheiten — nach Abzug des Regionalspezifischen — niemand zweifeln wird. Der Botaniker Löber hat den Heimatforscher und Volkskundler Löber geprägt. Wie sich der vollkommene Organismus aus vielen einzelnen Zellen aufbaut, so kommt Löber von kleinen Beiträgen aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen über umfassendere Schriften zur Stadt- und Regionalgeschichte, zur Gesamtschau des Volkslebens in jenem hessischen Kreis (vgl. sein Hauptwerk: Beharrung und Bewegung im Volksleben des Dillkreises. Marburg 1965).

Alfred Höck hat es verstanden, das vorliegende Bändchen durch geschickte Auswahl der früher verstreuten und kaum erreichbaren Beiträge zu einem eminent persönlichen Bild des Geehrten werden zu lassen. Löber — Rektor i. R., Ehrendoktor der Universität Marburg, Träger hoher Auszeichnungen, Vorsitzender der Hessischen Vereinigung für Volkskunde, Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Vereinigungen — tritt dem Leser des Büchleins entgegen als das, was er immer gewesen ist: ein kenntnisreicher Lehrer, der selbst nicht verlernt hat, zu fragen.

Helmut Burmeister

Waldeckische Landeskunde. Im Auftrage des Waldeckischen Geschichtsvereins hrsg. von Bernhard Martin und Robert Wetekam. Korbach/Arolsen 1971, Ln. 528 S. DM 25,—.

Wenn mehr als 40 Jahre nach der 2. Aufl. der Schultzeschen Landeskunde

von 1909 (1929) wieder ein Buch gleichen Namens für einen geographischen Bereich erscheint, dessen Bevölkerung sich unter allen in Frage kommenden Gesichtspunkten als gewachsene Einheit versteht, dann ist dieser waldeckischen Selbstdarstellung der publizistische Erfolg sicher, auch weil sich eine solche Schrift für den Touristen in einem der wichtigsten deutschen Fremdenverkehrsgebiete vorzüglich als Erinnerungstück oder Mitbringsel eignet. Wie jedoch die Maschenweite eines Netzes die Größe der zu fangenden Fische vorausbestimmt, so entscheidet die an ein Buch herangetragene Erwartung bereits über dessen endgültige Einschätzung. Was den Waldecker mit Stolz oder Wehmut erfüllt, was den Touristen das besuchte Ländchen tiefer erleben läßt, was dem allgemein Interessierten umspannende Einsichten gewährt, muß des Forschers Billigung — sei er Historiker, Geograph, Volkskundler — durchaus nicht erfahren. Umgekehrt kann, was den Eingeweihten zutiefst befriedigt, dem vielberufenen Mann auf der Straße leicht zum siebenfach versiegelten Buche werden.

Diese Trennung nach prospektiven Leserschichten ist keinesfalls die Erfindung eines überkritischen Rezensenten, sie ist im Werk selbst angelegt. Schon der erste Beitrag von H.-F. Krauß ist — eine äußerst geringe Minderheit unter den Lesern ausgenommen — schlechthin unverständlich, weil er umfassende Vorkenntnisse im Bereich der Erdgeschichte voraussetzt. Kein Zweifel, der Artikel entspricht, mehr vielleicht als alle anderen, jedem wissenschaftlichen Anspruch. Kein Zweifel auch, daß sich Volkskundliches oder Geschichtliches leichter popularisieren läßt als Geologie und Paläontologie. Dennoch ist gerade an diesem Beitrag ablesbar, welchen Schwierigkeiten die Editoren bei der Kompilation dieser Landeskunde konfrontiert waren. Sie haben sich für jenen leichteren Mittelweg

entschieden, der kompromißlos Wissenschaftliches, Dauerhaftes, in einer Landeskunde Unabdingbares ebenso möglich macht wie Lückenbüßer, Politmief, Wahlpropaganda. Etwas weniger waldeckischer Landesstolz und etwas mehr Wissenschaftlichkeit hätte manchem der Beiträge gut angestanden.

Eine glückliche Hand beweisen die Hrsg. mit dem Abdruck der Artikel von H.-F. Krauß (s. o.), W. Plass (Böden), A. und Ch. Nieschalk (Pflanzenwelt), G. Roschke (Hydrologie und Klimatologie), K. Engelhard (Kulturlandschaft; Junge Stadtentwicklung; Landwirtschaft), C. Cramer (Territoriale Entwicklung), W. Friedrich (Forstwirtschaft), welche die ersten beiden Drittel des Bandes füllen.

Vieles ist dabei weit umspannender, als sein Titel zunächst verspricht. So sprengen die Engelhard-Ausführungen jede enge Themenerfüllung und erfassen übergreifend wichtige volkskundliche Probleme und Fragestellungen (Siedlungs- und Wirtschaftsform, Sozialstrukturen, Migration, Bergbau, Handel, Verstädterung usw.).

Mit fast 90 Seiten ist die Darstellung Claus Cramers der umfangreichste Beitrag des gesamten Bandes. Der Leser kann daher, sehr zugunsten des Verfassers, nur annehmen, daß dieser Länge ein möglicherweise eingeplantes Literaturverzeichnis geopfert wurde. Keine wissenschaftliche Darstellung dieser Breite kann auf ein ausführliches und exaktes Belegverfahren verzichten; wer immer hier diesen Mangel verschuldet hat, er ist dafür zu tadeln. Dieses Einwands ungeachtet ist der Cramersche Artikel ein geglückter Versuch, eine historische Gesamtschau des waldeckischen Territoriums zu bieten.

Ein kurzes Wort nur zu einem Detail. Bei Engelhard (S. 105) wie bei Cramer (S. 172) wird der noch immer „Vor“-Geschichte genannte Teil der

Ausführungen sehr stiefmütterlich behandelt. Man hätte sich hier größere Genauigkeit, mindestens eine bessere Auswertung der — im Schrifttumsverzeichnis des Buches falsch zitierten — Uenzen 15 (!) Karten der hessischen Senke (!) gewünscht. Auch Sangmeisters Darstellungen zur Bandkeramik, Müller-Karpes „Niederhessische Urgeschichte“ und vor allem die „Fundberichte aus Hessen“ (1961 ff.) hätten ausgewertet werden sollen. Bei Engelhard und in der Zeittafel (S. 502) finden sich zwar auch mittelsteinzeitliche Spuren vermerkt, des weit älteren Fundplatzes von Külte wird nirgends gedacht. Unsicherheit auch allerorten bei der Datierung der ersten jungsteinzeitlichen Bauernkultur. Die Nieschalks lassen gar alle steinzeitlichen Menschen „nomadisieren“ und erst mit Beginn der Bronzezeit („vor etwa 4000 Jahren“) sesshaft werden (S. 55 f.); Cramer erfaßt die ersten Ansiedlungen „im 5. oder (!) 4. Jahrtausend vor Chr.“ (S. 172), die Zeittafel verzeichnet die ersten Bauern mutig für das „5.—4. Jt.“ vor Chr. Für unseren Bereich sind erste Besiedlungen jedoch frühestens um die Mitte des 4. Jt. vor Chr. zu erwarten. (Dazu jüngst: R. Andrae, Die ersten Bauern im Essetal, Heimatj. f. d. Kreis Hofgeismar 1972 S. 57 ff.). Die bekannteren und reichen Fundplätze — Bergheim z. B. — werden nicht gedeutet, ja nicht einmal erwähnt, umgekehrt werden bei keinem der Autoren die Hinweise auf prähistorisches Fundmaterial und urgeschichtliche Siedlungsräume irgendwie belegt.

Die Beiträge zu Wirtschafts- und Verkehrsentwicklung, Naturschutzbestrebungen, Schulgeschichte hätte man sich eher als „Anhang“ oder „Beilage“ gewünscht. Hier geht es um kommunale und regionale Erfolgsbilanzen, die ebenso aktuell wie schnell vergänglich sind. Eine geschicktere Abstimmung hätte zudem erhebliche inhaltliche Überschneidung, vor allem mit dem Jubel-Artikel

von W. Potthoff (S. 263 ff.), vermeiden können. Schönfärberische Momentaufnahmen und journalistische wie statistische Eintagsfliegen gehören nicht in eine auf einen längeren Editionszeitraum projizierte Landeskunde. Ihr Platz ist in einem Jahrbuch oder in dem vor allem aus Gründen der Wirtschafts- und Fremdenverkehrswerbung zusammengestellten Band „Der Landkreis Waldeck“ (Oldenburg 1968), für den einige der auch hier vertretenen Autoren tätig waren. Sehr erhebliche Überschneidungen mit diesem Werk ergeben sich — u. a. aus diesen personellen Gründen — laufend. Aus dem letzten Drittel des Bandes verdienen die Artikel des verstorbenen W. Medding (Kunstgeschichte) und von H. Baum (Kirche) hervorgehoben zu werden. Der ansonsten sehr informative Artikel von H. Steinmetz zur „Rechtsgeschichte“ wartet mit einer klischeehaften Einleitung über „die alten Germanen“ auf. Gegen diese schablonenhafte Vereinfachung über Fehde und Blutrache spricht neben Tacitus nicht zuletzt der archäologische Befund, insbesondere ein Teil der Moorleichen (vgl. dazu P. V. Glob, Die Schläfer im Moor, München 1966). Der Beitrag von W. Hellwig über „Schützen und Soldaten“ rückt die Schützengesellschaften zu sehr in den militärischen Bereich; die Integration in das örtliche und regionale Brauchtum wird nur gestreift, die zentrale Frage nach den sozialen Bedingungen und Funktionen wird nicht gestellt. Der heeresgeschichtliche Abriß ergänzt dabei andere Artikel.

Am stärksten heimatverbunden erweist sich der Beitrag von B. Martin über „Sprache und Volkstum“, der einem kurzen mundartgeographischen Abriß einzelne Ausblicke auf Hausbau, Volkskunst, Sitte und Brauch, Tracht, Erzählgut, Volksglaube und Volksmedizin folgen läßt. Martins Hypothese vom seit 1914 unveränderten Laut- und Formenbestand der waldeckischen Mundar-

ten (S. 355) mag dabei mit nur geringen Einschränkungen für die Großvater- und Vatergeneration zutreffen; ob dieses Postulat für die Kriegs- und Nachkriegsjahrgänge gilt, muß bezweifelt werden, nicht zuletzt wegen der Flüchtlingsmundarten, wegen der Massenmedien, der Verstärkung, der Industrialisierung und besonders wegen des Fremdenverkehrs. In Einleitung und Schluß, aber auch gelegentlich im Verlauf der Darstellung wird dann besonders deutlich, mit welcher ausgeprägter Heimatliebe Martin an seinem Waldeck hängt, wenn er mit *Sorge* von den *Gefahren* spricht, die den alten Überlieferungen drohen, von den *Zerstörungen*, von *Untergang*, *Gleichmacherei*, *Vermasung*. Wenn innigste Bodenständigkeit und eigenes tiefes Erleben sich mischen, bleibt wenig Raum für Forderungen und Fragestellungen einer Wissenschaft, die nicht mehr das, was und wie etwas ist oder war, ergründen will, sondern warum es so und nicht anders sich darbietet. Martin möchte das Bewußtsein der *guten Werte der Vergangenheit* erhalten, möchte *wenigstens das Wertvollste an die späteren weiterreichen*, möchte *das alte Wesen ... in unser heutiges Leben einbauen*, möchte *das kostbare Erbe aus Väters Zeiten vor dem Untergang bewahren*. Die heutige Volksforschung (Volkskunde, Interethnik, Ethnosozio-logie) dagegen kennt keine *Werte* an sich. Sie möchte dem Menschen näherkommen, indem sie nach den Funktionen und Bedingtheiten einer Sitte, eines Brauchs, einer Wert- oder Glaubensvorstellung im Leben einer sozialen Gemeinschaft fragt — das ist der Unterschied. Beide — obwohl konträre — Fragestellungen erwachsen einundderselben wissenschaftlichen Disziplin; sie bleiben einander Hinweis und Korrektiv. Die Wortmeldung der „alten Volkskunde“ im vorliegenden Band findet hier ihre Rechtfertigung.

In einer Anmerkung zum im Anhang beigegebenen „Schrifttum“ vermerken

die Zusammensteller bescheiden, auf *bibliographische Vollständigkeit* hätte verzichtet werden müssen (S. 501). Eine Gesamtbibliographie hat hier sicher kein Leser erwartet, so wünschenswert sie für den Forscher — ungeachtet aller bestehenden Vorarbeiten — auch wäre; dieses *Schrifttum* jedoch die *grundlegende Literatur* zu nennen, erscheint etwas verwegen. Der Name Theodor Waldschmidts und seiner Familie mag in Waldeck einen noch so guten Klang haben, er rechtfertigt sicher nicht die Aufnahme von Kunstsagen, -balladen und -liedern einer Hildegard Waldschmidt, geb. Stoecker, in dieses Verzeichnis. Warum wird ihre historische Erzählung aus dem 14. Jh. (*Heilige Heimat*, 1953) vom Edelmut des blondhaarig-blauäugigen Ditmar Santberg nicht auch genannt? Auch die Aufnahme der unklar nur mit „Heimweh“ benannten Zeichnungssammlung von Cl(ara) Rudolph läßt sich diskutieren; einen Vergleich mit Werken von Yark, H. Greiner und Ludwig Waldschmidt halten ihre Zeichnungen sicher nicht aus.

Das Fehlen einer Konzeption fällt bei diesem *Schrifttum* weniger ins Gewicht als die bedenkliche Ungenauigkeit, mit der die Belege zitiert werden. Bei den dort genannten Dissertationen gehen Prüfungsort und -tag sowie Verlagsort und Jahr der Drucklegung durcheinander. Die Daten der Kieler Doktorarbeit von M(ichael) Bürsch z. B. sind 20. 12. 1969 und 1970 (nicht 1971, 1970); diejenigen der Arbeit von A(dolf) Gabert Leipzig 14. 7. 1908 — Mengerlinghausen 1909, nicht „Leipzig 1909“. F. Seidel schreibt nicht über die soziale *Lage* in der deutschen Geschichte, sondern über die soziale *Frage*; seine Kölner Habilitationsschrift von 1963 wurde bereits 1964 bei Steiner in Wiesbaden (!) verlegt. Hinter allein chiffriertem „Dehio-Gall“ verstecken sich Georg Dehio und Ernst Gall; O. Uenze wird gänzlich falsch zitiert, der Name Bernhard Erdmannsdörffers ist verdruckt usf. Dies erstaunt umso

mehr, als der übrige Band nur wenige solcher Fehler kennt. Ulrich Bockshammer ist S. 364 zweimal mit — x — zitiert; S. 378 findet sich eine Zwischenüberschrift („Tracht“), die ohne Zusammenhang mit dem nachfolgenden Text ist; auch das *Verbreitungsgebiet* der Ortsnamen (S. 105) ist nur eine Ausnahme.

Eine Zeittafel, Kreis- und Gemeindestatistiken, Personen- und Ortsregister schließen diesen Band ab.

Diese Landeskunde ist in den meisten ihrer einzelnen Darstellungen überzeugend, in der vorliegenden Kompilation hat sie manche Schwächen. Es bleibt zu hoffen, daß den Hrsg. die kommerziell ausgerichtete Vorstellung des Landkreises Waldeck durch den Wirtschaftsverlag Stalling mit ihrer Themenfülle (35 verschiedene Beiträge bei 260 meist voll bebilderten Seiten) nicht zum Vorbild dient, und daß vor der als *vorgesehen* angekündigten *Ergänzung* dieser Landeskunde ein Überdenken des Editionsprinzips und eine Korrektur der Mängel stehen möge.

Die äußere Aufmachung — Ganzleinenband, Kunstdruckpapier, geschickte Illustrationen, beigelegte geographische und geologische Karten usf. — ist optimal.

Helmut Burmeister

Otto M. Schmitt: Melchior Adam Weikard. Arzt, Philosoph und Aufklärer. Verl. Parzeller & Co. Fulda 1970. 85 S. Kart. DM 12,80.

Mancher Film mit reißerischem, verheißungsvollen Titel hat uns schon enttäuscht, bei diesem Werk aber ist es umgekehrt: Der nüchterne Titel verheißt wenig und der Untertitel ist auch nicht verlockend, doch der Verfasser hat es verstanden, den Inhalt in flüssigem, gut lesbarem Stil spannend und anschaulich zu gestalten.

In dem Rhöndorf *Römershag* bei Bad Brückenau wird 1742 der Gastwirtssohn Melchior Adam Weikard geboren, der durch einen Unfall in jugendhafter Balgerei lebenslang zum Krüppel wird und wegen seines Bukkels Mißachtung und Spott genug einheimst. Trotzdem wird sein Leben buntbewegt, vielgestaltig und höchst erfolgreich: Arzt, Fuldischer Hofrat, Leibarzt des Fürstbischofs Heinrich von Bibra, bedeutender Schriftsteller, dann Hofkammerarzt der Zarin Katharina und Russischer Staatsrat (damit zugleich Angehöriger des erblichen Adels) und schließlich der berühmte „Wunderdoktor von Heilbronn“; daneben war er auch Professor der Fulder Universität und Schöpfer des Bades Brückenau. Der Brand von Brückenau 1876 und der Bombenhagel von 1945 haben manches auf Weikard bezügliche Quellenmaterial vernichtet; trotzdem hat der Verfasser aus Pfarrämtern, Bibliotheken, aus sechs Archiven (darunter aus dem Marburger) aus Dokumenten, zumeist Briefen und amtlichen und fürstlichen Schriftstücken, aus verschiedenen Lebensbildern, selbst aus russischen, aus Rückfragen bei zahlreichen Persönlichkeiten eine Fülle aus dem Leben Weikards zusammengetragen. Dazu bringt er Photos, zeitgenössische Stiche und Faksimilas, die das Gebotene abrunden.

Etwa vierzig Arbeiten hat Weikard veröffentlicht, darunter sein Hauptwerk: „Der philosophische Arzt“, vier Bände von 1000 Seiten, das in vier Sprachen und sechsmaliger Auflage erschien und Anlaß zu seiner Berufung an den Zarenhof nach Petersburg wurde. Die Schulmedizin tobte, denn er verwarf das herkömmliche Aderlassen, das Purgieren und die Klistiere. Doch der Fürstbischof von Bibra blieb sein Gönner, den er den „besten aller Fürsten“ nannte. Weikard, der menschenverachtende Krüppel, blieb bis an sein Lebensende der Kämpfer mit beißendem Spott, derben Boxschlägen, rechthaberisch und streitsüchtig.

Seine Memoiren und Denkwürdigkeiten sind stark ichbezogen und selbstbewußt. Die wildbewegte Politik damaliger Zeit erwähnt er kaum: Den Siebenjährigen Krieg, die Französische Revolution und deren Folgekriege, oder auch die Glanzperiode des Barocks und Rokoko mit seiner Fürstenherrlichkeit. Doch hat es der Verfasser verstanden, das alles mit dem Lebenslauf Weikards zu verknüpfen. Das Studium wurde dem verwachsenen, kleinen Studenten nicht leicht gemacht, dafür sorgte die spottsüchtige Jugend. Ebenso schwer wurde ihm, als Arzt eine Stelle zu finden, bis der Fürstbischof von Bibra in Brückenau auf ihn aufmerksam wurde (1764). In Fulda hatte er seit 1771 den Widerstand der adelsstolzen Kapitulare, den Kampf mit den Kurpfuschern, mit Hexenzauber, Teufelsaustreibungen, Dämonenfurcht, mit Traum- und Sterndeuterei zu bestehen. Fiel er damit schon aus dem Rahmen des Alltäglichen, so steigerte sich das durch seine Rußlandreise als 42jähriger (1784) ins Außergewöhnliche. Zarin Katharina II. (1762–96) als Prinzessin von Anhalt-Zerbst in Stettin geboren, wurde mit Weikards Hauptwerk durch seinen Bruder Georg bekannt, der als Arzt in Petersburg lebte. Gegen ihn als Ausländer war der Kollegenneid womöglich noch größer als daheim im Vaterlande.

Die als die teuerste und großartigste Reise bekannte Taurienfahrt der Zarin mußte der von schmerzhafter Gicht Gequälte mitmachen. Sechs Monate war man mit 164 großen und kleineren Schlitten unterwegs, wobei auf jeder Station 560 Pferde zum Wechseln standen. Der Zarin wurde damals jene bekannte Schwindelei vorgeführt, die man als „Potemkin'sche Dörfer“ heute noch kennt.

War Weikard schon in dem schneereichen Winter 1784 die siebenwöchige Hinreise nach Petersburg schwer gefallen, so war es nicht weniger fünf Jahre später seine Rückreise nach Deutsch-

land. Die reiche Fürstin Barjatinskij, eine Prinzessin von Holstein-Beck, mit einem Jahreseinkommen von 130 000 Rubel und 20 000 Leibeigenen, von den russischen Ärzten als hoffnungslos aufgegeben, hatte Weikard geheilt, und sie nahm ihn auf ihrer Europareise mit. Über Riga und Danzig ging es nach Frankfurt/Main, wo man, ebenso wie vorher in Leipzig, an den dortigen Messen teilnahm. Über Mainz, Bonn, Köln reiste man nach Aachen, wo man den geflüchteten französischen Adel kennenlernte, der hier sein Geld verpraßte und verschleuderte. Während die Fürstin Holland, die Schweiz und Italien besuchte, war Weikard bei seiner Familie in Mainz und arbeitete schriftstellerisch. Er hatte als junger Student ein um 15 Jahre älteres Bauernmädchen geheiratet, das in Deutschland geblieben war. Weikard gewann die Freundschaft des Kurfürsten von Köln, der Landgräfin von Hessen und später des Dichters Justinus Kerner (1786–1862). Auf der Rückreise begleitete er die Fürstin bis Wien, wo er als Arzt erfolgreich tätig war und gut bezahlt wurde. Er entschloß sich dann, in Deutschland zu bleiben und verbrachte, weithin berühmt geworden, seine letzten Lebensjahre in Heilbronn. Die Städte Bayreuth, Wetzlar und Meiningen boten ihm hohe Stellungen an und die Universität Heidelberg eine Professur. Als nach der großen politischen Wende von 1803 die Universität Fulda einging, berief ihn der neue Landesherr in sein Medizinalkollegium. Weikard folgte dem Ruf, starb aber kurz darauf am 25. Juli 1803.

Die letzten Jahre in Heilbronn hatte er sorgenfrei verbracht und sich seinen literarischen Neigungen gewidmet. Zwar hatte er immer mittellose Kranke kostenlos behandelt, und der Wert des Rubels war stark gesunken, dennoch blieb er ein vermögender Mann.

Ein Sohn aus erster Ehe starb in jungen Jahren, Ein Sohn aus zweiter

Ehe, die er noch im Alter schloß, ist unbekannt geblieben. Seine Tochter Marianne, dichterisch begabt, schrieb Theaterstücke und heiratete den ebenfalls schriftstellerisch tätigen Freiherrn von Reitzenstein, dessen Geschlecht noch in Süddeutschland blüht; einer von ihnen stellte dem Verfasser für seine Forschungen Material zur Verfügung. Weikards Grab ist unbekannt. Eine Straße in Fulda trägt seinen Namen.

Zu berichtigen wäre unten, daß der französische Heerführer Custine (nicht Custinne) hieß (S. 70), und daß Weikard nicht an Zirrhose starb, sondern am Cirrhus, einem Magenkrebs (n. frdl. Mitt. v. Dr. med. P. G. Loew).

K. A. Müller

950 Jahre Holzhausen/Reinhardswald (hg. W. Steinmetz; Kassel 1970); 96 Seiten, 32 Abbildungen.

Zwar bin ich der Meinung, daß solche Gelegenheits-Festschriften höchstens angezeigt werden sollten, da sie kaum die geschichtl. Heimatkunde fördern; andererseits aber reizt es gerade deshalb, ein paar Betrachtungen anzuschließen. Immerhin wird gleich auf S. 5 der vorausgehenden, tüchtigen Ortschronik einmal, doch zugleich dankbar gedacht: Schon 1911 hatte Oskar Hütteroth „Die Reinhardswalddörfer Holzhausen, Knickhagen und Wilhelmshausen“, d. h. die Geschichte seiner Pfarrgemeinde bearbeitet. Trotzdem schafften die Verfasser der neuen Festschrift, die z. T. — freilich ohne die Spanne 1933/45 — etwa als Fortsetzung jenes Werkes bis in unsere Tage gelten dürfte, keinen so treffend kurzen Abriß der Ortsgeschichte, wie er hier, wo so ziemlich ein Drittel überhaupt den Vereinen gilt, hätte genügen sollen. — Bezeichnend mag z. B. sein, daß in dem 3½ Seiten langen Abschnitt „Vom Heidentum bis zur Reformation“ fast die Hälfte allein dem nur

ungewiß überlieferten Sachsglauben gewidmet ist; denn schon H. hatte allzu ausgiebig auf Osterberg und Osterbach samt alten Bräuchen und merkwürdigen Quellen verwiesen, ohne zu bedenken, daß der „Opferbusch“ eher auf eine Nutzung des Opfermannes (= Küsters) und der „Pfaffenberg“ ebenso einfach auf die benachbarten Wahlshäuser oder gar auf die entfernten Hardehäuser Mönche deuten mögen. Dagegen wird der seit je nicht unbedeutenden Verkehrslage, die H. wenigstens für die neuere Zeit genügend herausgestellt hatte, in dem Heft von 1970 überhaupt nicht gedacht; freilich hatte H. den auf die Zollstätte im Ort verweisenden „Zollstock“ am Knickhäger Weg, der dort eine Verbindung zu Wilhelmshausen aufnahm und dann z. T. östlich am Ort vorbeiführte, irrtümlich für deren ursprünglichen Standort gehalten. — Obendrein muß aber in 2–2,5 km Abstand west- und nördlich um Holzhausen herum einer unserer frühen Wasserscheiden-Fernwege vom Habichtswald aus durch Hohenkirchen herüber in den Reinhardswald zur Straßengabel beim Roten Stock gezogen sein, während ein Kürzweg von Wolfsanger oder Kassel ursprünglich wohl östlich neben dem Südholz und dem eigentlichen Ortskern entlanglief. Hier im hochgelegenen, weitflächigen Bereich um die alte Kirche Johannes des Täufers wird nämlich zunächst das 1020 genannte, königliche „oppidum Holthusen“ zu suchen sein. Und erst, als dieser bewehrte Großhof — ergänzt oder vielmehr ersetzt durch eine Talanlage, das spätere Rittergut — etwa in der Stauferzeit zum fleckenmäßigen Großdorf ausgebaut wurde, mag auf dessen lange Süd-Nordachse der frühe Fernweg als Landstraße verlegt worden sein; diese wurde noch 1790/92 (nur im Südwesten stärker verlagert) chaussiert, weil die Regierung damals Veckerhagen zum Industrieort und Kasseler Weserhafen entwickeln wollte.

Willi Görich

Beate Mattern zur Nedden: Gartenkunst in Kurhessen-Waldeck. Jahresgabe der Hessischen Brandversicherungsanstalt für 1970. Druck + Verlag GmbH, Kassel 1969, 25 (unpaginierte) S. Text, 13 farbige u. 37 schwarz-weiße Bildtafeln. DM 18,50.

In einer Zeit, in der sich jeder einzelne seiner Verantwortung für die Umwelt bewußt werden muß, hat die Hessische Brandversicherungsanstalt als Jahresgabe für 1970 einen Band „Gartenkunst in Kurhessen-Waldeck“ herausgebracht. Ein Nachdruck, bei dem lediglich das Vorwort umgestaltet wurde, liegt nun für den Buchhandel vor.

Eigene Aufnahmen von Beate Mattern zur Nedden zeigen Bilder unterschiedlicher Aussagekraft von der Karls-aue, dem Park Wilhelmshöhe, dem Garten der Löwenburg in Kassel und vom Park des Schlosses Wilhelmsthal bei Kassel, von dem Schloßpark in Fulda und von der Fasanerie bei Fulda, vom Park Wilhelmsbad bei Hanau, vom Schloßgarten in Arolsen und schließlich das Ehrenmal an der Friedhofsmauer in Grebenstein. Auf den begleitenden Textseiten gibt die Verfasserin ihre Gedanken und Ansichten zur Situation der Gartenkunst heute und zu den vorwiegend stimmungsmäßig erfaßten Bildern. Ihre Aussagen sind eigenwillig — oft auch im Stil — und werden den Leser nachdenklich machen oder seinen Widerspruch hervorrufen. Leider sind alle Druckfehler auch im Nachdruck stehen geblieben (richtig: de Cuvillies, Amelgotzen, Guerniero, die Säkularisierung des Klosters in Arolsen fand 1526 statt, usw.) und auch sachliche Fehler beeinträchtigen den Gesamteindruck des Buches (der Park von Wilhelmshöhe ist am Osthang des Habichtswaldes angelegt; die Wasser des Fontänenteiches in Wilhelmshöhe werden nicht für den nächsten Sonntag zum Asch „wieder hochgeschickt“; usw.). Schließlich wird der Leser durch die Be-

hauptung irritiert: „Endete der 1. Weltkrieg mit der Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages durch Feldmarschall von Hindenburg im Schloß Wilhelmshöhe...“!

Die Hessische Brandversicherungsanstalt wäre gut beraten, wenn sie in Zukunft vor dem Druck Fehler und Irrtümer durch Sachverständige ausmerzen ließe. Die graphische Gestaltung und der Druck des Buches sind hervorragend. So wird dieses Buch zu eigener Auseinandersetzung und gewiß auch zu manchem Entdeckungsgang anregen.

Edith Schlieper

Heimat und Arbeit. Deutsche Städte und Landkreise in Einzeldarstellungen — Kreisbeschreibungen. Hg. Dr. Konrad Theiß. Der Landkreis Fulda (253 S. 230 Abb.), Der Kreis Hünfeld (212 S. 103 Abb.), Der Kreis Rotenburg (243 S. 114 Abb.), Der Kreis Ziegenhain (236 S. 166 Abb.). Konrad Theiß Verlag, Stuttgart und Aalen 1971. Ln. DM 22,— je Band.

Die hier angezeigten 4 hessischen Bände der Reihe, in der bisher 21 Kreise bearbeitet wurden, sind als eine Art Jubiläumsgabe zur Erinnerung an die kurhessische Verwaltungsreform vor 150 Jahren vom 29. Juni 1821 zu verstehen.

Die Herausgeber, die Landräte der jeweiligen Kreise, wollen in den Einzeldarstellungen „ein umfassendes Bild“ für alle Mitbürger vermitteln, „für jene, die seit Generationen in der Landschaft ansässig sind, und für jene anderen, die das Schicksal in der Nachkriegsepoche zugeführt hat und denen der Landkreis ... eine neue Heimat wurde“. Gleichzeitig möchten die Herausgeber aber auch durch diese Veröffentlichungen „in dem interessierten Leser den Wunsch wecken“, die reizvollen Landschaften im Hessenlande ken-

nenzulernen und für den Fremdenverkehr neue Freunde zu gewinnen.

Die Kreisbeschreibungen, die alle ähnlich, aber nicht gleich gegliedert sind, vermitteln in klarer, verständlicher Sprache ein umfassendes Bild von allen Gebieten des heimatlichen Lebens — und Wirtschaftsraumes, seiner Geschichte, Kunst und Kultur von der Frühzeit bis zur Gegenwart. Sie können als ein reich illustriertes Nachschlagewerk angesehen werden, das gerade im Hinblick auf die bevorstehende Verwaltungsreform in Hessen dokumentarische Bedeutung gewinnt.

Gemäß dem Untertitel der Buchreihe gehen die Kreisbeschreibungen von der Landschaft aus und schildern die naturräumlichen Grundlagen wie Bodenbeschaffenheit, Klima, Tier- und Pflanzenwelt, Verkehrs- und Siedlungsgeographie. Sie berichten dann im folgenden über die historische Entwicklung des Kreisgebietes von den Uranfängen bis zur Gegenwart und führen anhand zahlreicher gut ausgewählter Abbildungen dem Leser die sehenswertesten Kunstdenkmäler des Kreises vor Augen. Auch die Schilderung von Brauchtum und Sitte erhält den ihr gebührenden Platz zugewiesen. Weiter finden wir darin eine systematische und eingehende Beschreibung des wirtschaftlichen Lebens des Kreisgebietes und der Arbeitswelt seiner Bewohner.

Drei von den vier hier in Rede stehenden hessischen Kreisen stoßen an die Zonengrenze, und diese Tragik wird in dem Aufriß der wirtschaftlichen Situation von Fulda-Land, Hünfeld und Rotenburg sehr deutlich. Desto größer ist die Leistung dieser Grenzkreise zu veranschlagen, die von dem Lebenswillen der Bevölkerung getragen wird. So zeigt sich im Band „Fulda“, wie die Menschen im Wissen um eine reiche Vergangenheit seit den Tagen des Bonifatius im Ostteil des Landkreises zwischen Tann und Gersfeld die Härte

der Gegenwart als beständige Aufgabe vor Augen haben.

Sehr ähnlich ist das Bild im Kreis Rotenburg. Wer einmal in Obersuhl vor dem Nichts stehend das nahe Untersuhl vor sich liegen sah, wird diesen Eindruck so schnell nicht wieder los. Die Statistik zur Bevölkerungsbe-
wegung verrät auf den ersten Blick, daß das Zonengrenzgebiet ein Notstandsgebiet ist.

Im Kreisbuch Hünfeld erfahren wir Wissenswertes über die soziale und materielle Eingliederung der Flüchtlinge im Kreisgebiet und eine zeitgemäße Form der Pflege ihrer Heimat-treue. Auch das Ziegenhainer Kreisbuch erörtert in dem Kapitel „Der Kreis Ziegenhain, gestern, heute, morgen“ die Flüchtlingsfrage. Hier wäre es interessant zu erfahren, ob der gewaltige Zustrom von Heimatvertriebenen in der Nachkriegszeit den einheitlich geprägten Charakter der Schwalmbevölkerung beeinflußt hat.

Das Kreisbuch Ziegenhain läßt an mancher Stelle die enge Bezogenheit auf das Kreisgebiet vermissen. Der Bearbeiter der „Urgeschichte des Kreises Ziegenhain“ hätte so allgemeine Kapitel wie „Die Pflanzen- und Tierwelt im Eiszeitalter / Die Menschen der Altsteinzeit“ besser weggelassen. In einer Kreisbeschreibung sind sie fehl am Platze.

Im historischen Teil dieses Bandes ist die Überschrift „Von der Grafschaft zum Kreis“ nicht zutreffend. Der Kreis Ziegenhain ist ein neuzeitliches Verwaltungsgebilde, das mit der Grafschaft nur den Namen gemein hat. Die Darstellung führt daher oft über die Grenzen des Kreisgebietes hinaus und nennt zahlreiche Ortsnamen wie Gemünden, Rauschenberg, Neustadt und Nidda, die in keinem Zusammenhang zum heutigen Kreis Ziegenhain stehen. Dagegen enthalten die folgenden Abschnitte des hi-

storischen Teils, die mit der kurhessischen Verwaltungsreform von 1821 beginnen, eine sehr bemerkenswerte, auf eingehendem Aktenstudium beruhende Darstellung der 150jährigen Geschichte des heutigen Ziegenhainer Kreisgebiets.

Bezüglich des eben erwähnten Bandes wäre abschließend noch ein Druckfehler zu berichtigen: (= S. 41) Heinrich Raspe war von 1246–47 Gegenkönig Friedrichs II.; Graf Burkhard von Ziegenhain kann also nicht 1146 sein Kanzler geworden sein.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die vier Kreisbücher als kleine Beispiele für die gesamtdeutsche Entwicklung der letzten 150 Jahre anzusehen sind und durch die Gemeindebeschreibungen und Firmenkurzbiographien am Schluß jeden Bandes zu einer gut überschaubaren Informationsquelle werden. Wenn man hier auch kein wissenschaftliches Nachschlagewerk im einzelnen erwarten darf, so kann doch herausgestellt werden, daß die Beiträge durchweg spüren lassen, wie sehr sich die Verfasser ihrer Heimat verbunden wissen. Wer als Gast in einen der Ferienorte dieser hessischen Kreise kommt, wird gern nach diesen Büchern greifen.

Stefan Hartmann

Aus Oberhessens verklungenen Zeiten. Federzeichnungen von Albrecht Riedesel Freiherr zu Eisenbach. Vorwort von Albrecht Eckhardt. Verlag Degener u. Co., Neustadt an der Aisch, 1969.

Es war ein verdienstvolles Unterfangen, mit diesem Bildband an das zeichnerische Werk Albrecht Riedesels, Freiherrn zu Eisenbach (1882–1955), und zugleich an charakteristische landschaftliche und bauliche Schönheiten Oberhessens, so wie sie sich dem Blick eines heimatfrohen Künstlers darboten, zu erinnern. Bekanntlich war Albrecht

Riedesel aktiver Offizier und als gewandter Zeichner Autodidakt. Albrecht Eckhardt schildert in seinem alles Wichtige mitteilenden Vorwort den Lebensweg dieses zwischen Soldatentum und Künstlerschaft hin- und hergerissenen Mannes, der erst sehr spät dazu gelangte, seinen zeichnerischen und zuletzt auch malerischen Neigungen nachzugehen. Damals endlich fand er in dem hessischen Meister der Zeichenkunst Otto Ubbelohde einen verständnisvollen Lehrer und Freund, der dem Streben Albrecht Riedesels handwerkliche Fertigkeit und sicheren Stil verlieh. Naturgemäß hatten kurze Studien bei Leo von König während der Berliner Soldatenjahre den damals mehr zum Zeitvertreib zeichnenden Offizier und Lehrer der Kavallerie-Telegraphenschule nur wenig fördern können. Erst nach 1918, als das Heer aufgelöst wurde, war es Albrecht Riedesel vergönnt, seine künstlerischen Fähigkeiten voll und erfolgreich zu entfalten.

Der vorliegende Bildband ausgewählter Arbeiten aus der Zeit des damals einsetzenden reichen künstlerischen Schaffens — 49 Federzeichnungen und eine Farbwiedergabe auf dem Buchumschlag sind hier vereinigt — lassen erkennen, daß es gut war, sich den Anregungen Otto Ubbelohdes zu ergeben und gerade dadurch eine sichere zeichnerische Handschrift mit einer zweifellos persönlichen Note zu entwickeln. Gegenüber der Fotografie werden in dieser Sammlung die Vorzüge des Federzeichnens deutlich, nämlich das Erschaute auf wesentliche Konturen zu konzentrieren und die Lichtwerte deutlich gegeneinander abzugrenzen. Gerade weil sich Albrecht Riedesel Freiherr zu Eisenbach auf diese Kunst verstand, gewährt es uneingeschränkten Genuß, den Band wiederholt zu durchblättern und mit dem Künstler Oberhessen zu durchwandern.

Richard Litterscheid

Fritz Lometsch: Häuser und Jahrhunderte. Historische Bauten der Stadt Kassel. Eine Kunstmappe mit 31 Faksimiles nach aquarellierten Zeichnungen von Fritz Lometsch, dem Andenken von German M. Vonau gewidmet. Einmalige nummerierte Ausgabe von 300 Exemplaren im Format 32 x 42 cm. Jedes Kunstblatt liegt unter Passepartout. Friedrich Lometsch Verlag, Kassel, 1971. In Geschenk-Mappe DM 120,-.

Was hier in der Verlagsankündigung als „Bibliophile Seltenheiten in nummerierten Ausgaben“ angezeigt wird, ist in der Bücher-, Bildband- und Kunstmappenlawine unserer Zeit in der Tat etwas Besonderes. 29 künstlerisch wertvolle Bauwerke aus dem alten Kassel, das im Feuersturm am 23. Oktober 1943 untergegangen ist — was auf Nr. 29 (Orangerieschloß nach einem Luftangriff) und Nr. 30 (Kassels Altstadt nach dem 23. Oktober 1943) dem Beschauer schmerzlich bewußt wird — hat Fritz Lometsch in den Jahren 1937 bis 1943 mit dem Stift festgehalten, 34 weitere Entwürfe sind bei einem Angriff auf Kassel leider verbrannt. Alle Zeichnungen sollten ursprünglich, wie der Künstler mit seinem zu früh verstorbenen Freunde German M. Vonau, dem die Kunstmappe gewidmet ist, nach Kriegsende geplant hatte, als 'Häuserfibel' veröffentlicht werden. Was hier gerettet vor uns liegt, offenbart uns, welches Meisterwerk uns durch die Kriegsverluste leider versagt geblieben ist. Mit Ausnahme von Nr. 5 (Altstädter Rathaus, 1837 abgerissen) sind alle Bauten 'nach der Natur' geschaffen worden. Die Stilepochen reichen von der Gotik der Brüderrkirche über die Renaissance und den Barock bis zum ausgehenden Klassizismus des beginnenden 19. Jahrhunderts. Das Schloß Bellevue, der Zwehener Turm und das Ottoneum haben die Kriegsjahre mit geringen Beschädigungen überstanden, von anderen Bau-

werken ist wenigstens die Fassade erhalten geblieben, aber die wertvollen Bürgerhäuser der Altstadt sind ganz verschwunden. Noch steht die prächtige Giebelfassade des Zeughauses (1581—1605 erbaut), aber sie ist in Gefahr, der modernen Stadtplanung (freilich ganz widersinnig) geopfert zu werden oder ähnlich wie das Rote Palais (heute Kaufhaus BILKA) verunstaltet zu werden. Die hier angezeigte Kunstmappe mit ihren Bauten mahnt eindringlich, das Bewahrenswerte für künftige Geschlechter zu retten. Warum geschieht hier nichts oder zu wenig? Andere Städte haben mit der Erhaltung ihrer historischen Gebäude Vorbildliches geleistet. In der Residenz Kassel, die im 18. Jahrhundert durch das Schaffen der du Rys, der Tischbeins, der Nahls, der Ruhls, der Grimms Weltruf genossen hat (wie die Besucherbücher der Kasseler Museen aus den Jahren 1775—1808 darlegen), sollte die Pflege der historischen Bauten an erster Stelle stehen. Zu allen Zeiten der Menschheitsgeschichte hat sich das Traditionelle, wenn man es auf seinen Gehalt hin kritisch wägt, als unbestechliche, zuverlässige Ausgangsbasis für die nachkommende Moderne bewiesen. In diesem Axiom der Historie wirkt das für Kassel mit, was Fritz Lometsch zubereitet hat.

Wer diese meisterhaften Schöpfungen, die im vorangestellten Verzeichnis einzeln geschichtlich kurz erläutert und eingeordnet werden, in Muße studiert und genießt, wird Bauten entdecken, für die es weder Kupferstiche, Lithographien noch Stahlstiche gibt, die also hier durch eine Fügung des Schicksals zu unserer Kenntnis gelangen. Hier spüren wir das Lebendige in der Vergangenheit und können mit Goethe sagen: „Wir gehen unter den Herrlichkeiten Kassels umher und sehen vieles in uns hinein“.

Fritz Lometsch haben wir uneingeschränkt zu danken.

Kurt Günther

Kurhessische Maler 1850–1900. Text: Erich Herzog. Mit einem Geleitwort von Hans Mangold. Mit 39 Bildtafeln, darunter 12 farbigen. Jahresgabe der Hessischen Brandversicherungsanstalt für 1972. Druck und Verlag, Kassel. Noch nicht im Handel.

Was hier Hans Mangold, der Direktor der Hessischen Brandversicherungsanstalt in Kassel, in einer wirklich gediegenen Form als Jahresgabe für seine Mitarbeiter und Freunde vorlegt, ist außerordentlich beachtlich, zumal dem Bande ein Text vorangestellt ist, den Erich Herzog aus dem Fundus eines reichen Wissens beigesteuert hat. Konnte man in der Jahresgabe der Hessischen Brandversicherungsanstalt aus dem Jahre 1967 „Kurhessische Maler von 1800–1850“ noch Namen von 'deutschem Rang' bewundern, so finden sich in der zweiten Hälfte des 19. Jh., wenn man von Louis Kolitz absieht, kaum Künstler, die über den landschaftlichen Bereich hinaus bekannt geworden sind. Erich Herzog zeigt die Gründe für diese Entwicklung auf und begleitet die dann in Auswahl vorgestellten Maler biographisch und kommentierend: Eduard Stiegel (1818–1979), Ludwig des Coudres (1820–1878), Eduard Handwerck (1824–1883), August Levin von Wille (1828–1887), Heinrich Faust (1843–1894), Louis Kolitz (1845–1914), Theodor Matthei (1857–1920), Johannes Kleinschmidt (1845–1905), Jean Konrad Bohlender (1860–1884), Friedrich Emil Neumann (1842–1903), Friedrich Karl Hausmann (1825–1886), Georg Cornicelius (1825–1898), Hermann Gollner (1830–1904). 35 der insgesamt 39 Fotos stammen von Erich Müller (Staatliche Kunstsammlungen in Kassel), die graphische Gestaltung besorgte Dieter Freiherr von Andrian, Elgershausen.

Kurt Günther

Kasseläner Klassik. Volksbuch der Kasseler Mundart in Gedichten und Geschichten. Für stillvergnügte Stunden und zum fröhlichen Vortragen. Gesammelt und herausgegeben von Hans Römhild. 3. verbesserte Auflage. Kassel 1971. Schneider und Weber. 155 S., DM 14,80.

Für diese wohl nur versehentlich als verbessert bezeichnete Auflage behält die Kritik in Band 77/78 der ZHG (1966/67) uneingeschränkte Gültigkeit. Forschen müßte man können!

Merke: Es ist noch niemandem gelungen, eine durchgelaufene Sohle durch leichtes Ölen des Oberleders zu reparieren (La Chaux-de-Fonds).

Wilhelm Engelbach

Borkener Blätter. Beiträge zur Heimatgeschichte und Familienkunde von Stadt und Amt Borken. Hg. in Verbindung mit dem Magistrat der Stadt Borken von Werner Ide. Heft 1. 1971. Selbstverlag Werner Ide, Borken. Brosch. DM 4,-.

Das maschinenschriftlich vervielfältigte Heft 1 enthält folgende Beiträge: Die Fehde des Borkener Burgmanns Philipp von Urff mit Stift und Stadt Fritzlar Anno 1490, Die Hexe Veronica (Bericht über die Festnahme einer Frau namens Veronica zu Borken wegen Hexerei 1592, Das Copialbuch von 1715, Zur Pfarrergeschichte von Borken, Borkener kämpften als hessische Offiziere für England in Amerika, Die Post (von Borken). Personalien und Register beschließen das Heft.

Man kann es nur begrüßen, wenn der Magistrat der nordhessischen Kleinstadt (mit reicher geschichtlicher Vergangenheit) zusammen mit dem verdienstvollen Heimatforscher Werner Ide bewußt den Bürgern der Stadt Borken und allen, die sich ihr verbunden wissen, das geschichtliche Erbe der Heimat zugäng-

lich machen will. Besonderer Dank gebührt dem Herausgeber, der sich mit allen Kräften einer Sache angenommen hat, die jede Förderung durch alle interessierten Heimatfreunde und natürlich in erster Linie die Borkener verdient.

Kurt Günther

Hans Werner Hegemann: Burgen und Schlösser in Hessen. 280 S., 219 z. großen Teil ganzseitigen Abb., darunter 40 Farbtafeln. Großformat 25,5x30,5 cm. Dr. Hans Peters Verlag, Hanau. 1971. Im Schuber, Ln. DM 118,—.

In der Einführung umreißt Hans Werner Hegemann, ausgehend von den karolingischen und ottonischen Pfalzen, die Typen Burg und Schloß und sagt, das 17. Jh. habe die Wendung zum Typus Schloß gebracht. Auch wenn der Fachhistoriker dieser hier entworfenen Typologie nicht zustimmen kann, sollte man sie in der allgemeinen Form für den Bildband gelten lassen.

Fünfunddreißig Burgen und Schlösser stellt Vf. vor, und zwar in zeitlicher Reihenfolge. Er beginnt mit der Kaiserpfalz in Gelnhausen (zweite Hälfte 12. Jh.) und beschließt die Reihe mit dem im 18. Jh. erbauten Residenzschloß Wolfsgarten bei Langen. Jede Anlage wird durch einen mehrseitigen Text in ihrem baulichen und künstlerischen Werdegang sowie den Besitzverhältnissen beschrieben. Die Bildbeigaben beginnen mit einem 'Merian' des 17. Jh., werden mit einem Aquarell (Federzeichnung u. a.) aus dem 18. oder 19. Jh. weitergeführt und enden mit durchweg vorzüglichen Fotos aus neuester Zeit. Nicht selten sind zur besseren Erläuterung in diesen einzelnen Epochen mehrere Abbildungen für Burg oder Schloß hinzugefügt. Orts-, Personen- und Literaturverzeichnis erleichtern eine schnelle Orientierung und regen zu weiteren Informationen an.

Der nordhessische Anteil ist naturgemäß gering, der mittel- und südhessische leider erdrückend, und hier wäre ernsthaft zu fragen, ob man z. B. für die Burg Trendelburg, die Sababurg, Schloß Berlepsch, Burg Ludwigstein nicht eine der Anlagen im Taunus oder in der Wetterau hätte weglassen sollen. So bleibt die Auswahl ziemlich eindeutig auf das Rhein-Maingebiet bezogen. So interessant auch der aufgenommene Bolongaropalast in Frankfurt-Höchst (S. 251) zum Vergleich gedacht sein sollte — in diese Auswahl der Burgen und Schlösser gehörte er von der Sache her nicht hinein.

Unter dem Titel „Kassel-Wilhelmshöhe“ werden Schloß Wilhelmshöhe, Herkules mit Kaskaden und die Löwenburg kurzerhand zusammengefaßt. Hier hätte man besser aufgliedern sollen. Im Kollektiv geht die Wirkung aus Text und Bild verloren. Daran ändert auch der Superlativ am Schluß der Betrachtung (S. 224) nichts, wo „beginnend beim Herkules“ (Goethe: „Konfektaufsatz“) die Wilhelmshöher Anlagen als ein Stück abendländischer Kulturgeschichte auf hessischem Boden“ belobt werden.

Warum die Literatur zu den einzelnen Objekten (S. 279) nur in Auswahl aufgeführt wird und ein Raum für mindestens 20 Titel ungenutzt bleibt, ist dem Kritiker unerfindlich. Wenn schon aus optischen Rücksichten die Einzelbelege im Text nicht genannt werden, was der Rezensent in diesem Falle befürwortet, dann sollte der Quellennachweis am Schluß des Bandes jedenfalls vollständig gebracht werden.

Die Begleittexte stützen sich auf bisherige Publikationen über die einzelnen Anlagen, und man wird bei genauem Lesen hier und da berechtigte Bedenken vorbringen. Darauf sei an diesem Ort verzichtet. Es wäre aber empfehlenswert, bei Bildbänden grundsätzlich den historischen Text gründlich und sorg-

fältig durch Fachhistoriker 'sieben' zu lassen. Wo man historische Fakten auf engem Raum zusammendrängen muß, gerät man leicht in Gefahr, mißverständlich darzustellen und halbe Konsequenzen zu ziehen. Das kann durch exakte Formulierung immerhin in erträgliche Bahnen geleitet werden.

Unsere Einwände wollen nun andererseits nicht die unzweifelhaften Vorzüge dieses Bandes aufheben. Die epochalen Bildbeigaben sind in dieser Anordnung und in diesem Reichtum etwas Besonderes, und hier bekommt man in der Tat durch den Vergleich der Bauwerke miteinander eine konkrete Vorstellung von dem einstmals gelebten Leben. Man spürt förmlich den Pulsschlag des Gewesenen, und die Präzision der modernen Lichtbildtechnik offenbart überzeugend das Verborgene, was Lithographie, Stahlstich und Handzeichnung nicht vergegenständlichen können. Die Ausstattung des Bandes ist unbedingt repräsentativ, und es wäre zu wünschen, daß in unsern hessischen Gemeinden, in Institutionen aller Art und in Familien bei Jubiläen dieser Bildband „Burgen und Schlösser in Hessen“ als Geschenk von bleibendem Wert Eingang fände.

Kurt Günther

Erich Herzog: Hessische Landschaften und Stadtansichten 1650 bis 1950. Hanau 1970. Dr. Hans Peters Verlag. 188 Seiten 2^o, mit 84 meist farbigen Abbildungen. Ln. 98,— DM.

Erich Herzogs reizvoller Band wird jeden kunstsinnigen Betrachter begeistern, selbst wenn er keine engere Beziehung zu den von Malern dargestellten hessischen Landschaften und Städten hat. Die neunundvierzig Namen des dem Bildteil vorangestellten Künstlerverzeichnisses — u. a. Carl Bantzer, Paul Baum, Max Beckmann,

Gustave Courbet, Karl Philipp Fohr, Johann Erdmann Hummel, Adolf von Menzel, Domenico Quaglio, Hans Thoma, Johann Heinrich und Anton Wilhelm Tischbein, Wilhelm Trübner und Otto Ubbelohde — lassen zunächst an Bekanntes denken. Umsomehr erfreut beim Durchblättern des Bandes Erich Herzogs subtile Auswahl und Abfolge der Zeichnungen, Aquarelle und Gemälde aus drei Jahrhunderten. Er hat kaum bekannte Schätze gehoben.

Der Verlag bietet die Kostbarkeiten in einer Weise dar, die eigentlich keine Wünsche offenläßt. Die typographische Gestaltung dieses splendid zu nennenden Buches durch Wolfgang Arnim Nagel ist wirklich mustergültig. Erich Herzog leitet das zu Sehende textlich ein und bietet neben jedem Bild in wohlthuend knapper Diktion Wissenswertes über den Künstler und dessen reproduziertes Werk: Fundort, künstlerische Technik, Maße und Allgemeines. Hinsichtlich dieser Texte bleibt allerdings etwas Kritisches anzumerken. Das allem Anschein nach sehr schnell niedergeschriebene und zum Druck gegebene Manuskript hätte vor Satzbeginn von einem routinierten Verlagslektor gelesen und dabei grammatikalisch und stilistisch verschiedentlich korrigiert werden müssen. Besondere Sorgfalt ist beim Herstellen von Büchern des gehobenen Niveaus nun einmal vonnöten; sie sollte dem Text von „Hessische Landschaften und Stadtansichten“ vor dem Beginn eines Neudrucks unbedingt zugutekommen.

Der Text und die Bilder sind durchweg sauber gedruckt, so gut, daß es nicht möglich ist, die eine oder die andere Farbproduktion als besonders gelungen zu bezeichnen. Das ebenso wertvolle wie schöne Buch ist eine echte Bereicherung der Literatur über Hessen und eignet sich vorzüglich als repräsentatives Geschenk.

Herfried Homburg

Museen in Hessen. Ein Handbuch der öffentlich zugänglichen Museen und Sammlungen im Lande Hessen. Herausgegeben vom Hessischen Museumsverband e. V., Kassel. Kassel 1970. 416 Seiten 210 x 185 mm, mit 370 Abbildungen. Ln. DM

„Dieses Handbuch ist ein erster Versuch, die außerordentliche Vielfalt der Museen im Lande Hessen und den Reichtum ihrer Sammlungen übersichtlich darzustellen. Als Bestandsaufnahme, die trotz gebotener Kürze doch die Fülle des Vorhandenen sichtbar machen soll, möchte es allen Besuchern unserer Museen ein zuverlässiger Wegweiser sein...“ Mit solchen programmatischen Sätzen leitet Hans Mangold als Vorsitzender des Hessischen Museumsverbandes und des Redaktionskollegiums das äußerlich absolut nicht „museal“ anmutende Buch ein. Wer um die Schwierigkeiten eines „ersten Versuchs“ ähnlicher Publikationen weiß, wird die folgenden kritischen Anmerkungen als das werten, was sie sein sollen: positiv gemeinte Anregungen für aus vielerlei Gründen wünschenswerte Neuauflagen.

„Museen in Hessen“ ist weder dem Format noch dem Inhalt nach ein Handbuch. Eher wird man es als Wegweiser zu Hessischen Museen bezeichnen dürfen; der Begriff „zuverlässig“ wird in diesem Zusammenhang allerdings schon wieder problematisch, weil im vorliegenden „ersten Versuch“ — bei der Fülle des zu bewältigenden Stoffes kann das vorkommen! — auch da Fehler sich eingeschlichen haben, wo der „Handbuchbenutzer“ sie zuletzt vermutet: bei Öffnungszeiten und Eintrittspreisen.

So lobenswert das Vorhaben war, so begrüßenswert das nun greifbare Ergebnis ist, ein textlich straffes, nur sachlich aufzählendes Kompendium ohne die z. T. doch etwas zu offensichtlich wertend werbenden Beiträge der Direk-

toren größerer Museen wäre gewiß zweckdienlicher gewesen. An gleichartigen Publikationen herrscht eigentlich kein Mangel; der Verband hätte sie sichten und nutzen sollen. Zu bedauern bleibt, daß die vom Redaktionsstab eingesetzten Texter vereinzelt über „kleinere“ Sammlungen berichten, die sie selbst offenbar noch nie benutzt oder gesehen haben. So ergaben „Nachrichten aus zweiter Hand“ auch hier kuriose Formulierungen, Ungenauigkeiten und Akzentverschiebungen, die ein erfahrener Redaktor ohne Not aufspüren und ausmerzen kann. Dessen Aufgabe wäre ferner gewesen, substanzarme Längen mancher Textautoren zu eliminieren. Wieviel Platz hätte er damit gewinnen können, um die mitunter nur im Briefmarkenformat wiedergegebenen, größtenteils aber sehr aufschlußreichen Fotografien von Sammelstücken und Schauräumen etwas größer, d. h. werbewirksamer zu drucken.

Trotz der hier genannten Mängel bietet die übersichtlich nach Orten gegliederte Schrift des Museumsverbandes erstmals jedem Interessierten die Möglichkeit zu schneller Information über die Vielzahl und den Wert der in Hessen öffentlich zugänglichen Museen. Ein Personenverzeichnis, ein Sachwortregister für den Laien und auf die Voratzblätter gedruckte Lageskizzen der Museumsstädte erleichtern den Gebrauch. Wer sich mit hessischer und allgemeiner Kulturgeschichte beschäftigt, sollte das Buch „Museen in Hessen“ besitzen. Herfried Homburg

Erich Herzog: Die Gemäldegalerie der Staatlichen Kunstsammlungen Kassel. Hanau 1969. Dr. Hans Peters Verlag. 240 Seiten 2°, mit 28 farbigen und 155 schwarzweißen Abbildungen auf Tafeln. Ln. 89,— DM.

Dieser Band erschien in der repräsentativen Reihe „Meisterwerke deutscher Museen“ des Hanauer Peters Verlags.

Der Reihentitel scheint ein kleines Handikap für den Werktitel gewesen zu sein, denn dem Inhalt nach müßte das hier zu besprechende Buch — genau genommen — „Meisterwerke der Gemäldegalerie der Staatlichen Kunstsammlungen Kassel“ oder vielleicht „Geschichte der Gemäldegalerie der Staatlichen Kunstsammlungen Kassel“ betitelt sein.

Umfassend, wie der Buchtitel vorgibt, ist lediglich die Geschichte der von kunstsinnigen hessischen Landgrafen gegründeten Sammlung dargestellt. Der verantwortliche Autor des Buches und derzeitige Direktor der Galerie, Erich Herzog, konnte dafür, wie er im Vorwort mitteilt, ein von seinem Amtsvorgänger Georg Gronau 1924 hinterlassenes, bislang unveröffentlicht gebliebenes Manuskript verwenden. Er hat Gronaus Text berichtigt, ergänzt und die gesamten Abbildungen ausgewählt.

Dabei überrascht den Kenner der bisher greifbaren Literatur über die Kasseler Galerie, wie sehr Erich Herzog bestrebt ist, neue Akzente zu setzen: Ihm scheint der Nachweis besonderes Anliegen zu sein, daß die weltweite Geltung seiner Gemäldesammlung nicht allein, wie man in jedem gängigen Nachschlagewerk liest, aus dem reichen Bestand an barocken Meisterwerken der Holländischen und Flämischen Schule sowie einigen Spitzenwerken altdeutscher Maler herzuleiten ist. Er ordnet der Galerie im Bildteil vieles zu, was ehemals zum Bestand anderer Kasseler Sammlungen gehörte — wie drei Altarfragmente spätgotischer Tafelmalerei —, was erst in jüngster Zeit erworben oder aus Bundesbesitz als Leihgabe zur Verfügung gestellt worden ist.

So sehr dieses Unterfangen auch als Beleg für rühriges und relativ glückliches Erwerbungsbemühen begründet oder verständlich sein mag, der anspruchsvolle, kritische Betrachter kann es nicht uneingeschränkt begrüßen. Die etwa von Januarius Zick, Caspar

David Friedrich, Blechen, Spitzweg, Rohlf's, Heckel, Felixmüller, Baumeister oder gar Ernst Wilhelm Nay abgebildeten Arbeiten dürften nämlich weder dem hohen Niveau des älteren Bestandes adäquat sein, noch zu den Spitzenwerken der jeweiligen Epoche gehören.

Vermißt der Kenner auf diesen Seiten Drucke von Substantiellerem aus dem umfangreichen alten Fundus, kann mancher Unvoreingenommene in der Ferne leicht zu dem Schluß kommen, daß eine Reise nach Kassel sich wegen hier gesammelter Malerei-Zeugnisse des späten achtzehnten, des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts nicht lohne. Aber diesem Eindruck kann möglicherweise schon in der zweiten Auflage des Buches bessernd entgegengewirkt werden.

Die Schwarzweißreproduktionen sind mitunter etwas zu hart klischiert. Der eigentliche Wert des typographisch solide gemachten Bandes liegt — neben einigen gut gelungenen Farbdrukken — vor allem in dem recht lebendig geschriebenen geschichtlichen Überblick von Gronau/Herzog. Daraus ist eine Fülle von bisher unbekanntem Einzelheiten über Ankäufe der Hessenfürsten, besonders des eigentlichen Gründers der Galerie, Landgraf Wilhelm VIII., zu erfahren. Die Autoren spannen den Bogen von den Anfängen des Sammelns im frühen sechzehnten Jahrhundert bis in die Gegenwart. Dabei erheischt der von Erich Herzog nach eingehenden Aktenstudium korrigierte und mit Bildwiedergaben angereicherte Bericht Gronaus über die Verluste in napoleonischer Zeit besonderes Interesse.

Ein Anmerkungsstück mit Hinweisen auf Dokumente und Literatur, ein Schriftenverzeichnis, ein Katalog der abgebildeten Gemälde und ein Verzeichnis der Künstler erleichtern die Benutzung des Bandes, dessen Erwerb empfohlen werden kann.

Herfried Homburg

Eingegangene Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Herbert Wolf (Herausgeber): Johannes Rothes Ratsgedichte (= Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit). Erich Schmidt Verlag, Berlin 1971. 109 S. Kartoniert und mit Hochglanzfolie kaschiert. DM 12,80.

Karl Heinemeyer: Der Königshof Eschwege in der Germar-Mark. Untersuchungen zur Geschichte des Königsgutes im hessisch-thüringischen Grenzgebiet. VII und 98 Ss. 10 Abb. auf 6 Tafeln, 1 Stadtplan, 1 Übersichtskarte. (= Schriften des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde 34). N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg/Lahn (Kommissionsverlag). 1970. br. DM 15,- geb. DM 18,-